

Christoph T. M. Krause (Hg.)

Thomas Mann und sein Hund

**frei nach der Idylle von Thomas Mann:
„Herr und Hund“**

Über dieses Buch.

Wenn man Thomas Mann kennen lernt, trifft man auf einen kühlen, in seinem Privatleben innerlich zurückgezogenen Denker, der auf der anderen Seite in einem großen Familienverbund lebt und dort als Familienoberhaupt seinen Mann in allen Lebenslagen stehen muss. Ohne seine Frau wäre dieses Familienunternehmen mit seiner schriftstellerischen Herausforderung nicht vereinbar gewesen.

Bei seinen homosexuellen Liebschaften, oder besser gesagt, meist einseitigen Bewunderungen, vor allem junger, meist erst heranwachsender Männer, ist er zwar leidenschaftlich in der Anmutung, bleibt aber realiter, in seinem Inneren, emotional verschlossen und sogar versteckt. Da nimmt es fast wunder, dass er ein begeisterter Hundefreund zu sein schien. Die Idylle über „Herr und Hund“, die er 1918 schrieb, enthüllt vieles von dem, wie Thomas Mann in Wirklichkeit tickt und spiegelt diese seine besondere Ambivalenz der Gefühle wider. Er erzählt, wie er nach anfänglichem Zögern doch sein Herz sogar weit öffnen kann und offenbart uns Lesenden detailreiche Erlebnisse, die er gemeinsam mit seinem Jagdhund Bauschan erlebt. Allerdings werden auch gewalttätige Eigenschaften und Todesandrohungen gegenüber Schwächeren sichtbar.

Nach über 100 Jahren ist vieles von dem, was wir dort, vor allem wenn wir selbst Hundeliebhaber:innen sind, mitfühlen dürfen, so real und modern, als sei es gestern geschehen. Gleichzeitig gewinnen wir einen Einblick in eine längst untergegangene Zeit und Welt, die es so leider oder auch glücklicherweise nicht mehr gibt.

**Weitere Romane und Sachbücher
des Autors Christoph T. M. Krause: www.kaybook.de**

Christoph T. M. Krause (Hg.)

Thomas Mann und sein Hund

**frei nach der Idylle von Thomas Mann:
„Herr und Hund“**

© 2025 Christoph T. M. Krause
Umschlaggestaltung, Illustration: Christoph T. M. Krause.
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
Christoph T. M. Krause, Heerstr. 394a, 13593 Berlin.
E-Mail: kaybook@netcologne.de
Verlag + Druck: tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5,
22926 Ahrensburg.

978-3-384-72956-9 (Paperback)
978-3-384-72957-6 (Hardcover)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung
des Verlages und des Autors unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung
und öffentliche Zugänglichmachung.

Die Rechte zur Nutzung aller in diesem Buch dargestellten
Bilder und Illustrationen liegen dem Herausgeber vor.

Es wurden durch KI erzeugte Textpassagen verwendet.

**Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek:**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Buch ist dem Historiker Karl Schlögel gewidmet
Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels

INHALT	S. 1
Über dieses Buch	2
Widmung.	5
Vorwort.	9
Der Wolf.	13
Teil I. Thomas Mann und sein Hund.	17
1. Er kommt um die Ecke.	19
2. Lokomotiven.	27
3. Ein neues Familienmitglied.	35
a. Exkurs. Was ist hochherrschaftlich?	47
4. Wer ist Bauschan?	51
5. Eingewöhnung.	59
b. Exkurs. Gewalt an Tieren.	74
c. Exkurs. „Hornberger Schießen“.	85
d. Exkurs. Sprechen mit Hunden.	90
e. Exkurs. Der Begriff „Kreatur“.	95
6. Das Revier.	99
f. Exkurs. Ad „Skakespeare-Straße“. Nachfrage an eine KI.	114
7. Das Schaf.	121
8. Die Jagd.	145
9. Das Mäuschen.	151

INHALT	S. 2
10. Der Fasan.	157
11. Plötzliche Krankheit.	163
12. Das Verließ.	169
13. Der Hase.	183
14. Die Wasservögel.	193
15. Der Jägersmann.	201
16. Der stille Streit.	209
17. Waffenstillstand.	213
Teil II. Die Recherche.	215
1. Der Rechercheflug in die Vergangenheit.	217
2. Das Experiment: Eintauchen in die Vergangenheit.	227
3. Nachworte.	237
4. Epilog.	243
Teil III. Ein Essay über das Original.	245
Über Thomas Manns ‚Herr und Hund‘ (Deutsch) Original: „ <i>On Thomas Mann’s ‚Herr und Hund‘</i> “ Ein Essay von Rosy Singh (Delhi), ins Deutsche übersetzt durch den Herausgeber.	247
Teil IV. Anhang.	277
1. Das Essay im Original (siehe Teil III): „ <i>On Thomas Mann’s ‚Herr und Hund‘</i> “ Ein Essay von Rosy Singh (Delhi).	279
2. Bildquellen.	299

Vorwort.

Es ist nun 70 Jahre her, dass einer unserer besten deutschen Dichter von uns ging und ein großartiges Werk mit Weltbedeutung hinterließ. Dies aber ermöglicht es uns, die wir als Schreiberlinge versuchen, an seinen Erfolg anknüpfen zu können und dabei meist erbärmlich scheitern, nun seine Arbeiten, unmoralisch und übergriffig, wie wir sind, einzuverleiben und mit ihnen machen zu können, was wir wollen.

Die Erkenntnis über uns selbst ist das eine, das andere ist jedoch die große Möglichkeit, Teile seines Werkes aus einem untergegangenen Zeitalter zurückzuholen und in eine völlig veränderte Welt hineinzukatapultieren. Thomas Mann hätte auch diese Herausforderung gesucht und bewältigt, aber nun fehlt er uns für diese Aufgabe und da wir ihn unendlich vermissen, müssen wir blasphemisch werden, um ihn auf eine neue Art in unsere Welt zurückzuholen.

Dies tue ich hier mit einer Geschichte, die Thomas Mann selbst als Idylle bezeichnete und die auch eine ist. Es ist einfach herzergreifend, diese schöne Seite des Weltstars kennen zu lernen. Wir erleben, wie sich langsam, aber sicher, sein Herz für ein Geschöpf öffnet, das wir so bei ihm zunächst nicht vermutet hätten. Sein Hund Bauschan schafft es, ihn anders, als viele in seiner Welt, aus der Reserve seiner Introvertiertheit und Verletzlichkeit zu holen, ihn zu öffnen. Hier findet er einen Teil der Liebe, die

er ansonsten in seinem Leben immer gesucht hatte. Selten war sie ihm erwidert worden und wenn es den Anschein hatte, sie habe es in den Vorhof seines Herzens geschafft, verkümmerte sie unerwartet im Außen, weil sie nicht groß genug war, ihn zu erreichen bzw. seinen Bedarf wirklich zu decken.

Wir erleben aber auch schöne Einzelheiten in seiner Welt an der Isar, eine Lokomotivfabrik mit hin und her fahrenden nagelneuen Maschinen, wir werden in die Welt von 1919 zurückversetzt, als es schon Straßenbahnen gab, aber so gut wie kein Auto die Straßen verstopfte. Wir erleben die Situation, dass Hunde frei herumliefen, ohne dass wir Angst haben mussten, sie würden gestohlen oder überfahren.

Die Sprache Thomas Mann ist detailreich, wie die Welt, in der sie geschrieben wurde. Niemand hat eigentlich das Recht, sie zu verändern oder in Frage zu stellen. Da sie aber in unserem jetzigen Fall bereits weit über 100 Jahre alt ist, machen wir an dieser Stelle ein Experiment und holen sie in unsere Zeit „zurück“. Sie wird moderner und an manchen Stellen kommentiert, damit wir Lesenden alle Einzelheiten mit unserem heutigen Blick einordnen können.

Einige Beispiele.

Was genau beispielsweise ist mit einem „Wägelchen“ gemeint oder warum werden Frauen noch Fräuleins genannt? Wie kann es sein, dass man einen Hund zwanzig KM mit einem Wagen mitlau-

fen lässt, anstatt ihn in demselben mitzunehmen? Und warum muss ein Hund in einer kalten Hütte sein Dasein fristen, anstatt als Familienmitglied im gut geheizten Haus mit zu wohnen und wie kann es sein, dass er nur mit Kartoffelschalen oder Abfällen ernährt wird? Wir wundern uns heute, dass die damaligen Hundebesitzer:innen glaubten, ein Hund habe Instinkt, aber keine Intelligenz und wir erfahren, dass Männer noch Haus- und Familienoberhäupter waren und somit selbst glaubten, auch der männliche Hund (Rüde) müsse die gleichen machistischen Erwartungen erfüllen! Etwas irritierend ist die Selbstbekenntnis Manns, seinen Hund mit diversen Mitteln zu züchtigen, wenn es ihm notwendig erscheint.

All diese „seltsamen“ Dinge werden heute ganz anders gehandhabt und gelebt und müssen an einigen Stellen in den richtigen Zusammenhang gebracht und entsprechend differenziert gesehen werden. Denn Missverständnis und Unverständnis führen oft dazu, dass moderne Leser:innen abschalten und das Buch weglegen. Wir wollen es reanimieren und zurückholen, denn es lohnt sich unbedingt!

Der Wolf.

Wir saßen zu viert am Lagerfeuer. Immer wenn unsere Jagd erfolgreich war, taten wir das, sozusagen als Belohnung. Das Wetter war bereits annähernd winterlich und wir waren froh, dass wir am warmen Feuer saßen und dort den Jagdschmaus genießen konnten.

Plötzlich schreckte unsere Jagdgruppe auf, weil wir, um unsere Lagerstatt herum, einige Äste knacken hörten. Das konnte bedeuten, dass ein wilder Bär unser Fleisch gerochen hatte, es konnten aber auch Hyänen oder Wölfe sein. Für den Fall hatten wir immer Pfeil und Bogen bereit stehen, um uns im letzten Augenblick retten zu können. Wir schwiegen und redeten nicht mehr. Plötzlich kam ein einzelner Wolf aus dem Gebüsch, ganz in unserer Nähe. Wölfe waren sehr vorsichtig und kamen niemals einfach so heran, aber dieser tat es. Wir waren sehr angespannt und niemand von uns bewegte sich. Wenn ein Wolf zu sehen war, war dies meist der Auftakt zu einem Angriff eines ganzen Rudels. Diesmal blieb es ruhig, wir hörten nichts.

Der Wolf kam ganz langsam näher und, als wenn er etwas wollte, schaute er mir nicht in die Augen, sondern senkte sein Haupt nach unten. Das war ungewöhnlich, aber insofern logisch, dass er uns sagen wollte, er wolle nicht angreifen. Denn wenn ein Wolf dich direkt ansah, hatte er einen Angriff geplant. Dieser hier wollte etwas anderes. Manche bleckten die Zähne, was in Hinsicht ihres Vorha-

bens wenigstens eindeutig war. Aber dann war es auch meist schon zu spät, sich in Sicherheit zu bringen.

Ich rief ihn:

„Komm’ her!“

Ich ergänzte meine Worte mit etwas von meinem Wildfleisch, dass ich gerade in der Hand hielt, um es zu verspeisen. Er hob leicht seinen Kopf und schnupperte. Er war skeptisch, weil er war es gewöhnt, dass wir Menschen direkt angriffen, wenn wir Wölfe sahen. Langsam kam er näher. Keiner bewegte sich und das war gefährlich, aber irgendwie spürten wir instinktiv, dass etwas anders war, dass der Wolf nicht angreifen wollte.

„Du hast Hunger?!“,

flüsterte ich fast.

„Komm’ her, du bekommst etwas!“

Der Wolf kam langsam näher, er senkte weiter den Kopf und als er fast einen Meter entfernt stand, tat er etwas, was wir noch nie gesehen hatten, er hob seine rechte Pfote. Das tat ein Wolf niemals, zumindest hatten wir es noch nie erlebt. Unwillkürlich wussten wir, er unterwarf sich. In dem Moment, als er seine Pfote gehoben hatte, blieb er stehen. Ich rief ihn:

„Tina, komm’ her, hab’ keine Angst, niemand tut dir was!“

Als ich ihr den Namen gegeben hatte, schaute sie mich plötzlich an und ich sah, dass sie lächelte. Nicht so, wie wir es taten, nein, sie zog ihre Lippen etwas nach hinten, ohne die Zähne zu zeigen, was Angriff bedeutet hätte. Sie hatte nun Vertrauen. Ob sie verstand, was ich sagte, wusste ich nicht, aber ich hatte das Gefühl. Und als hörte ich eine innere Stimme in mir, sagte da etwas:

„Ich komme, weil ich Hunger habe!“

Ich winkte sie heran, ich hatte gesehen, dass sie ein Mädchen war. Sie kam und ich berührte ihre Schnauze von der Seite und streichelte sie vorsichtig. Sie schob ihren Kopf weiter in meine Hand hinein. Sie genoss es. Ich gab ihr ein Stück meines Fleisches und sie nahm es, ruhig und bedächtig blieb sie. Sie legte sich hin und fraß an Ort und Stelle. Sie lief nicht weg, um ihre „Beute“ zu sichern. Sie fraß vor mir auf dem Boden. Sie grummelte. Es hieß Freude und Erleichterung. Sie war ausgehungert, das begriff ich nun. Ich gab ihr eine Schale Wasser und sie trank. Dann lief sie weg.

Wir alle waren erstarrt, es war eine Mischung aus Angst und Ergriffenheit. Es war wie ein Traum gewesen, ein Traum, der wahr geworden war. Ein Wolf war gekommen, um uns um Hilfe zu bitten und wir hatten geholfen.

Als es Nacht wurde, gingen wir in unsere Zelte und schliefen. Nur einer wachte und das war ich.

Mitten in der Nacht, kam Tina zurück und als sie mich sah, legte sie sich zu mir an die Feuerstelle. Sie schaute mich an und „sagte“ mit ihren Augen, die sie nun offen auf mich richtete:

„Ich werde bleiben!“

Und sie blieb, für immer.

Das war der Beginn einer Freundschaft, die zwischen uns und ihnen für immer bleiben sollte. Es gab noch keine Zeitrechnung, aber heute würden wir es benennen können:

Es war 14.000 Jahre vor Christi Geburt.

Teil I

Das Idyll

Thomas Mann und sein Hund

1. Er kommt um die Ecke.

Wenn die schöne Jahreszeit ihrem Namen alle Ehre macht und mich das Tirili der Vögel zeitig wecken konnte, weil ich den vorherigen Tag um die richtige Uhrzeit beendet hatte, gehe ich sehr gerne, schon vor dem Frühstück und ohne Hut, eine halbe Stunde ins Freie, auf die schöne Baumallee vor dem Haus ^[1] oder auch in die dahinter liegenden Parkanlagen, um von der jungen Morgenluft einige Atemzüge aufzusaugen. Schon bevor mich die Arbeit in Beschlag nimmt, genieße ich es, ein wenig an den Freuden der reinen, frühen Morgenluft teilzuhaben.

Auf den Stufen, die zur Haustüre führen, gebe ich dann einen Pfiff aus zwei Tönen ab, einen Grundton und eine tiefere Tonstufe, so, wie die Melodie des zweiten Satzes von Schuberts unvollendeter Sinfonie beginnt, ein Signal, das etwa als die Vertonung eines Rufnamens aus zwei Vokalen gelten kann. Diese Art von kurzen Namen, wie Ruby oder Rudi eignen sich besonders für die Ohren unserer ständigen Begleiter, vor allem, wenn wir erwarten, dass auf sie auch gehört werden soll.

Schon in dem Augenblick, wenn ich mich auf den Weg zur Gartenpforte mache, wird weiter weg, zunächst kaum zu hören, ein feines Klingeln ruckbar, dass zunächst eben kaum wahrzunehmen war, sich aber schnell heranbewegt. Es hört sich so an, als

¹ Thomas Manns Haus (eigentlich eine Villa) steht noch heute, zwar neu gebaut und modernisiert, im heutigen Thomas-Mann-Weg 10 in München-Bogenhausen (früher Poschingerstr. 1). Bei seinem letzten bekannten Verkauf an einen Investor namens Thomas Manns, erzielte es 30 Millionen Euro.

schlüge eine Steuermarke gegen den Metallbeschlag eines Halsbandes und wenn ich mich umdrehe, sehe ich Bauschan in vollem Lauf um die hintere Hausecke biegen und geradewegs auf mich zu stürmen, als plane er, mich über den Haufen zu rennen. Vor Anstrengung schürzt er die Unterlippe ein wenig, so dass zwei oder drei seiner unteren, winzig wirkenden Zähnnchen zu sehen sind und prächtig weiß in der frühen Sonne aufblitzen.

Er kommt aus seiner Hütte, die sich dort hinten unter dem Boden der auf Pfeilern stehenden Veranda befindet und worin er, bis mein zweivokaler Pfiff ihn aufweckt, nach wechselvoll verbrachter Nacht, in kurzem Morgenschlummer gelegen haben mag. Die Hütte ist mit Vorhängen aus schwerem Stoff abgedeckt und mit Stroh ausgelegt, woher es kommt, dass der ein oder andere Halm in Bauschans, obendrein vom Liegen etwas struppigem Fell festhängt oder sogar zwischen seinen Zehen steckt: ein Anblick, der mich jedes Mal an den alten Graf von Moor erinnert, als ich ihn einmal vor Jahren, in einer Aufführung von höchst akkurater Einbildungskraft, aus dem Hungerturm heraussteigen sah, als er einen Strohalm zwischen zwei Trikotzen seiner armen Füße hatte.

Unwillkürlich stelle ich mich seitlich gegen den Heranstürmenden, in einer Art Abwehrposition, denn seine Scheinattacke, mir zwischen die Füße zu springen und mich zu Fall zu bringen, hat eine nicht zu übersehende Täuschungsabsicht inne. Im letzten Augenblick aber, und dicht vor dem Aufprall, weiß

er, dass er bremsen und sich umdrehen muss, was sowohl für seine körperliche, als auch geistige Selbstbeherrschung spricht. Ohne einen einzigen Laut von sich zu geben, denn er gibt nur selten unnötige Laute mit seiner tiefen und ausdrucksstarken Bellstimme von sich, beginnt er einen wirren Begrüßungstanz um mich herum zu machen, der aus wildem Trampeln und anhaltendem Schwanzwedeln besteht. Dieses beschränkt sich nicht auf das hierzu bestimmte Ausdruckswerkzeug der Rute allein, sondern bringt den ganzen Po, bis zu seinen Rippen, in Mitleidenschaft und zeigt darüber hinaus einen ringelndes Sichzuammenziehen seines Körpers, sowie schnellende, schleudernde Luftsprünge und Drehungen um die eigene Achse. Diese Aufführungen will er aber merkwürdigerweise meinen Blicken entziehen, indem er den Schauplatz seines Theaterspiels, wie auch immer ich mich drehe, immer auf die gegenüberliegende Seite verlegt.

In diesem Augenblick jedoch, als ich mich herunterbeuge und meine Hand ausstrecke, ist er plötzlich mit einem Sprung neben mir und steht, seine Schulter gegen mein Schienbein gepresst, wie eine Litfasssäule: schräg an mich gelehnt, stemmt er seine starken Pfoten gegen den Boden, das Gesicht zu mir nach oben gerichtet, so dass er mir, quasi umgekehrt und von unten herauf, tief in die Augen schaut. Während er sich ganz still verhält und sein Körper quasi einfriert, klopfe ich ihm, mit halblauten und liebevollen Worten seine Schulter. Er hingegen verharrt in voller Konzentration und Leidenschaft

und saugt alles auf, wie vorhin noch den Freudentaumel unseres innigen Zusammenkommens.

Er ist ein kurzhaariger, deutscher, sogenannter Hühnerhund, wenn man diese Gattungsbezeichnung nicht allzu streng und strikt werten, sondern sie mit einem Körnchen Salz verstehen wollte. Denn ein Hühnerhund, wie er im Buch stehen soll und bei genauem Hinsehen, ist er eigentlich nicht. Für einen solchen ist er vielleicht ein wenig zu klein, er ist, um es zu betonen, deutlich etwas unter der Größe eines Golden Retrievers und dann sind seine Vorderbeine nicht ganz gerade, eher etwas nach außen gebogen, was ebenfalls dem Idealbild „reiner“ Züchtung nur ungenau entspricht. Seine kleine Neigung zur „Wamme“, das eine faltige Hautsackbildung am Hals ist, gibt ihm einen würdigen Ausdruck und steht ihm ausgezeichnet. Doch würde diese Wamme, von unerbittlichen Zuchtmeistern von Hunderassen, als fehlerhaft beanstandet werden, denn beim Hühnerhund sollte die Halshaut glatt um seine Kehle sitzen.

Seine Färbung ist ansehnlich und schön. Sein Fell glänzt rostbraun und ist dabei schwarz getigert. Aber es ist auch einiges an Weiß darin, das an der Brust, an den Pfoten und seinem Bauch stark hervorsteht. Seine recht gedrungene Nase scheint in Schwarz getaucht zu sein. Auf seiner breiten Schädeldecke, sowie an den kühlen Ohrläppchen bildet das Schwarz mit dem Rostbraun ein schönes samtfarbenes Muster und das Erfreulichste an seinem Aussehen ist der Wirbel, Büschel oder auch Zipfel

genannt, zu dem sich das weiße Haar an seiner Brust zusammendreht und der wie der Stachel alter Brustpanzer waagerecht hervorragt. Übrigens, halten einige wahrscheinlich auch die etwas willkürliche Farbenpracht seines Fells für „unzulässig“, denen die Gesetzmäßigkeiten seiner Art wichtiger sind, als seine Persönlichkeitswerte, denn der klassische Hühnerhund scheint wahrscheinlich einfarbig oder mit abweichend gefärbten Platten geschmückt, aber nicht getigert zu sein.

Am eindringlichsten mahnt jedoch, in Bezug auf eine starr schematisierende Einordnung meines Hundes, eine gewisse hängende Behaarungsart seiner Mundwinkel und der Unterseite seines Mauls, die man nicht ganz unrecht als Schnauz- und Knebelbart ansehen könnte und die, wenn man sie sich genau ansieht, von Weitem oder auch von Nahem, an den Typ eines Pinschers oder Schnauzers denken lässt.

Aber Hühnerhund her und Pinscher hin, welch ein schönes Tier ist Bauschan auf jeden Fall, wie er da so straff an mein Knie gelehnt steht und mit tief konzentrierter Hingabe zu mir hinaufblickt! Besonders sein Auge ist schön, sanft und klug, wenn es auch ein wenig gläsern hervortritt. Die Iris ist rostbraun, so wie die Farbe des Fells. Doch bildet sie eigentlich nur einen schmalen Ring, auf Grund einer großen Ausdehnung der sich schwarz spiegelnden Pupillen. Andererseits tritt ihre Färbung ins Weiße des Auges über und schwimmt sozusagen dahin. Der Ausdruck seines Kopfes, ein Ausdruck seiner

klugen Rechtschaffenheit, zeigt die Männlichkeit seiner moralischen Einstellung, die sein Körperbau im Physischen widerspiegelt: Der gewölbte Brustkorb, unter dessen glatt und geschmeidig anliegende Haut sich die Rippen kraftvoll abzeichnen, die eingezogenen Hüften, die etwas merkwürdig aussehenden Beine, mit den stark ausgeprägten Adern. die derben und gut ausgebildeten Pfoten, das alles spricht von Mut und agiler Tugend, von bäuerlichem Jagdblut. Der Jäger und die Vorstehereigenschaft erscheinen doch stark in Bauschans körperlicher Ausgestaltung, er ist ein richtiger Hühnerhund, wenn man mich fragt, obwohl seine Existenz sicher nicht aus hochnäsiger Inzucht stammt. Dies mag denn auch der Sinn meiner sonst ziemlich verworrenen und logisch ungeordneten Worte sein, die ich ihm gegenüber äußere, während ich ihm auf seine Schulter klopfe.

Er steht da, schaut und lauscht auf den Tonfall meiner Stimme, durchdringt sie, während ich damit betone, dass ich seine Existenz begrüße. Und plötzlich täuscht er, indem er seinen Kopf vorstößt, die Lippen stark öffnet und schließt, einen Schnapper in Richtung nach oben zu meinem Gesicht, als wollte er mir die Nase abbeißen. Dies macht er wie eine Pantomime, die offensichtlich als Antwort auf mein Zureden gemeint ist und mich regelrecht lachend zurückprallen lässt, was Bauschan auch im Vorhinein schon weiß. Es ist eine Art Luftkuss, halb Zärtlichkeit, halb Neckerei, ein Manöver, das er von Klein auf immer wieder gemacht hatte, ein Verhalten, das keiner seiner Vorgänger kannte. Übrigens

„entschuldigt“ er sich sofort durch Schwanzwedeln, kurze „Verbeugungen“ und eine verlegen-heitere Miene für die Freiheit, die er sich herausgenommen hatte. Und dann gehen wir gemeinsam, wie immer, durch das Gartentörchen ins Freie.



Abb. 1, Thomas Mann-Villa

2. Lokomotiven.

Rauschen, wie das des Meeres umgibt uns, denn unser Haus liegt fast unmittelbar am schnell strömenden und über flache Terrassen schäumenden Fluss Isar, getrennt von ihm nur durch eine Pappelallee, einem eingezäunten, mit jungem Ahorn bepflanzten Grasstreifen und einem erhöhten Weg, an dessen Rand gewaltige Espen stehen, wie Weiden bizarr aussehende Riesen, deren weiße, Samt tragende Wolle, Anfang Juni, die ganze Gegend „verschneit“ und das Ende der für Allergiker schlimmsten Pollenzeit einläutet.



Abb. 2

Flussaufwärts, in Richtung Stadt ^[2], bauen gerade Pioniere eine Pontonbrücke. Die Tritte ihrer schwe-

[² München.]

ren Stiefel auf den Brettern und die Rufe ihrer Befehlshaber schallen herüber. Aber vom anderen Ufer kommen Geräusche aus Gewerbebetrieben, die fleißig arbeiten, denn dort, eine Strecke vom Haus den Fluss hinunter, ist eine Lokomotivfabrik ^[3] mit zeitgemäß erweiterten Gelände, deren hohe Hallenfenster, zu jeder Nachtzeit, im Dunkeln hell erleuchtet sind. Es fahren dort immer neue und schön lackierte Maschinen probeweise hin und her und manchmal hört man einen heulenden Pfeifton der Lokomotive, bei der selbst der Signalton getestet wird. Zeitweise hört man dumpfes Gepolter, das man nicht zuordnen kann und aus mehreren hohen Kaminen quillt Rauch heraus, der aber meist von günstigen Windböen weggetragen wird, so dass er uns nicht stört. Er treibt über die Waldgebiete auf der anderen Seite des Flusses hinweg, weil der Fluss als natürliche Grenze zu wirken scheint. So mischen sich in unserer vorstädtisch-ländlichen und ziemlich abgeschiedenen Gegend Geräusche in sich versunkenen Naturlandschaften mit denen menschlicher Betriebsamkeit und über all dem liegt die nackte Frische der Morgenstunde.

[3] „Die Lokomotiven- und Maschinenfabrik J.A. Maffei, kurz J.A. Maffei, bis 1870 Eisenwerk Hirschau, war eine Maschinenfabrik mit Sitz in München, die von 1838 bis 1930 vor allem Lokomotiven, Schiffe und Maschinen herstellte. Nach dem Konkurs des Unternehmens infolge der Weltwirtschaftskrise von 1929 wurden die Geschäftstätigkeit und die Firma von der Lokomotivfabrik Krauss & Comp. übernommen, woraus die Krauss-Maffei AG entstand. Die Reste des ursprünglichen Unternehmens firmierten noch bis 1944 als Industriewerk Hirschau AG.“ Seite „Lokomotiven- und Maschinenfabrik J.A. Maffei“. In: Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 4. August 2025, 08:36 UTC. (Auszug)

URL: https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Lokomotiven-und_Maschinenfabrik_J.A._Maffei&oldid=258572187
(Abgerufen: 16. September 2025, 11:38 UTC)]

Es mag gerade halb acht Uhr sein, zumindest im Sinne der gesetzlichen Sommerzeitregelung, in Wirklichkeit ist es also erst halb sieben. Ich gehe, meine Arme auf dem Rücken gekreuzt, im zarten Sonnenschein, die von den langen Schatten der Pappeln schraffierte Allee hinunter, kann den Fluss von hier nicht sehen, aber ich höre seinen breiten, gleichmäßigen Lauf, leise flüstert es in den Bäumen, das durchdringende Zirpen, Flöten, Zwitschern und schluchzende Trillern der Singvögel erfüllt die Luft, unter dem feuchtblauen Himmel zieht ein Flugzeug, das von Osten herankommt, wie ein starrer, mechanischer Vogel, mit leise an- und abschwellendem Dröhnen seiner Propellermotoren, seine unabhängige Bahnen über Land und Fluss hin. Bauschan erfreut meine Augen durch schöne, gestreckte Sprünge über das niedrige Gitter des Grasstreifens auf der linken Seite, immer wieder darüber hinweg und wieder zurück. Er springt tatsächlich, weil er weiß, dass es mir gefällt, denn öfters habe ich ihn durch Zurufe und Klopfen auf das Gitter dazu angehalten und ihn gelobt, wenn er meinem Wunsch entsprochen hatte. Und auch jetzt kommt er beinahe nach jedem Sprung, um sich sagen zu lassen, dass er ein mutiger und eleganter Springer ist und er springt nun auch noch in Richtung meines Gesichts und seibert meinen ihn abwehrenden Ärmel mit seiner nassen Schnauze voll, die spielerisch dort hinein beißt. Diese Spielchen dienen ihm aber auch dazu, eine Art morgendliche Gymnastik zu unternehmen, wodurch auch sein raues Fell glatter wird und gleichzeitig Strohhalme

des alten Moorgebietes verliert, die es ganz schön verunziert hatten.

Es ist gut, so am Morgen spazieren zu gehen, die Sinne verjüngen sich, die Seele wird gereinigt vom morgendlichen Bad und langem nächtlichen Vergessen. Mit kräftigem Vertrauen blickt man dem bevorstehenden Tag entgegen, aber man zögert gut gelaunt, ihn zu beginnen. Man ist Herr einer außerordentlichen, unbeanspruchten und unbeschwerten Zeitspanne zwischen Traum und Tag, die einen dafür belohnt, dass man sich anständig benommen hatte. Die Illusion eines stetigen, einfachen, unzerstreuten und beschaulich in sich gekehrten Lebens, die Illusion ganz dir selbst zu gehören, macht einen ganz schön glücklich. Denn der Mensch neigt dazu, seinen augenblicklichen Zustand, ob dieser fröhlich oder durcheinander, friedlich oder leidenschaftlich ist, für den wahren, eigenen und dauerhaften seines Lebens zu halten und besonders das glückliche Spontane sofort, in seiner Fantasie, zur schönen Regelmäßigkeit und unverbrüchlicher Gewohnheit zu erheben, während er doch eigentlich verurteilt ist, aus dem Steggreif und moralisch von der Hand in den Mund zu leben. So glaubst du auch jetzt, indem du die Morgenluft einsaugst, an deine Freiheit und Tugend, während du wissen solltest und im Grunde auch weißt, dass die Welt ihre Netze bereit hält, dich dort darin zu verstricken und dass du wahrscheinlich morgen schon wieder bis neun Uhr im Bett liegen wirst, weil du um zwei erhitzt, umnebelt und leidenschaftlich unterhalten hineingefunden hast, Sei's drum. Heute bist du ein Mann der

Nüchternheit und der Frühe, der passende Herr des Jagdburschen dort, der soeben wieder über das Gitter springt, vor lauter Freude, dass du heute mit ihm und nicht mit der Welt dort hinten [*damit ist die Stadt München gemeint, Anm. d. Hg.*] leben zu wollen scheinst.

Wir folgen der Allee etwa fünf Minuten lang, bis zu dem Punkt, wo sie aufhört, Allee zu sein und als grobe Kieswüste weiter dem Verlauf des Flusses folgt. Wir lassen diesen hinter uns zurück und biegen auf eine breit angelegte und, wie die Allee, mit einem Radweg versehene, aber noch unbebaute Straße aus feinerem Kiesgrund ein, die nach rechts, zwischen niedriger liegenden Waldparzellen, in Richtung Hang führt, der unsere Ufergegend, Bauschans Lieblingsschauplatz, im Osten begrenzt. Wir gehen dann über eine andere, sich offen zwischen Wald und Wiesen hinstreckende Straße, mit ähnlichem Zukunftscharakter und die weiter oben, in Richtung Stadt und Trambahnhaltestelle, geschlossen mit Miethäusern bebaut ist. Ein abfallender Kiesweg führt uns in einen schön angelegten Wiesengrund, der kurgartenartig anzuschauen, aber menschenleer ist, wie der ganze Ort hier, vor allem zu dieser Uhrzeit. Dort stehen Ruhebänke an den gewölbten Wegen, die sich an mehreren Stellen zu kleinen Rundgängen und in gepflegt-saubere Kinderspielplätze und geräumige Rasenplätze erweitern, auf denen alte und schön geformte Bäume, mit tief herabreichenden Kronen, in parkartigen Gruppen angeordnet sind, so dass nur ein kurzes Stück der Stämme über dem Rasen zu sehen ist. Es sind

Ulmen, Buchen, Linden und silberfarbene Weiden. Ich habe große Freude an der sorgfältigen Anlage, in der ich nicht ungestörter herumlaufen könnte, wenn sie mir gehören würde. Man hat es hier an nichts fehlen lassen. Die Kiespfade, die von den sie umgebenden sanften Grashängen herunterführen, sind sogar mit zementierten Rinnsteinen versehen. Und es gibt tiefe und sehr schöne Durchsichten, zwischen all dem Grün, mit der Architektur einer der Villen als Abschluss in der Ferne, deren Bewohner von zwei Seiten in dieses Paradies hineinblicken können.

Hier genieße ich alles ein Weilchen auf den Wegen, während Bauschan in zentrifugaler Schräglage seines Körpers, berauscht vom Glück des weiten und freien Raums, die Rasenflächen mit herumtummelndem Kreuz-und-quer-Galopp ausfüllt oder zum Beispiel mit einem Gebell, worin sich Aufregung und Vergnügen mischen, ein Vögelchen verfolgt (genauso spreche ich auch mit ihm, wenn ich rufe: Kriesch' das Vögelchen), das, von Angst getrieben oder auch um ihn zu ärgern (so machen es gerne die Krähen, sie spielen mit ihm!), immer dicht vor seinem Maul herumflattert. Wenn ich mich auf eine Bank setze, ist er auch gleich da und setzt sich, frech und ohne Bedenken, einfach mit seinem großen Po auf meinen Fuß. Denn eine Regel seines Lebens ist, dass er nur dann rennt, wenn ich mich selbst fortbewege, sobald ich mich aber irgendwo hinsetze, wird er auch ruhig und schaut mit mir zusammen in die Gegend. Nötig wäre das so nicht,

aber Bauschan findet es richtig und hält sich auch selbst daran.

Es ist schon komisch, vertraut und drollig, ihn auf meinem Fuß sitzen zu fühlen, den er mit seiner fieberhaften Körperwärme eines Heißblüters durchdringt. All das erfüllt mich mit großer, inneren Freude und meine Liebe zu ihm bewegt mich innerlich sehr stark, so wie immer, wenn ich mit ihm zusammen bin und ihn anschau. Er hat eine stark baurnhafte Art zu sitzen, seine Schulterblätter sind nach außen gedreht und seine Pfoten ungleichmäßig nach innen gestellt. Seine Figur scheint kleiner und plumper zu sein, als in Wahrheit. In diesem Zustand und mit einer komischen Wirkung, wird der weiße Haarwirbel an seiner Brust dabei hervorgedrängt. Aber der mit großer Würde in den Nacken gestemmte Kopf macht jede Reduzierung schöner Körperhaltung wieder wett, wegen all der großen Aufmerksamkeit, die sich darin ausgeprägt zeigt.

Es ist so still, weil wir beide zusammen still sind. Das Rauschen des Flusses dringt nur sehr gedämpft bis hierher. Dies ist ein wunderbares und gemeinsames, starkes Miteinandererleben, dass es so nur selten zwischen einem Tier und einem Menschen gibt. Da werden die kleinen und heimlichen Bewegungen in der Natur um uns herum bedeutsam und spannen die Sinne. Das kurze Rascheln einer Eidechse, ein Vogellaut, das Wühlen eines Maulwurfs im Boden. Bauschans Ohren sind hoch aufgerichtet, soweit eben die Schlappohrmuskulatur das überhaupt möglich macht. Er legt den Kopf

schief, manchmal dreht er ihn auch hin und her, wenn er genau hinhorcht und das hört, was wir Menschen nie wirklich hören können. Die Flügel seiner feuchtschwarzen Nase sind in andauernder, empfindsam witternder Bewegung begriffen.

Dann legt er sich hin, wobei er die Berührung mit meinem Fuß weiterhin beibehält, es ist wie ein Band, das nie zerreißen soll. Er liegt seitlich zu mir, in der uralten, archaisch gleichmäßigen und tierisch idolhaften Haltung der Squinx, Kopf und Brust erhaben, die vier Oberschenkel am Körper, die Pfoten parallel vorgesteckt. Da ihm warm geworden ist, öffnet er den Rachen, wobei die gesammelte Klugheit seines Ausdrucks ins Tierische übergeht, seine Augen mit einem Blinzeln schmaler werden und zwischen seinen weißen, starken Eckzähnen schlappt lang seine rosarote Zunge hervor.

3. Ein neues Familienmitglied.

Eine ansprechende, gedrungene junge Frau ^[4] mit schwarzen Augen, unterstützt von ihrer kräftigen, heranwachsenden Tochter, ebenfalls mit schwarzen Augen, betrieb in der Nähe von Bad Tölz eine Bergwirtschaft und bot uns unseren Hund Bauschan zum Kauf an. Das ist nun zwei Jahre her und er war damals sechs Monate alt. Der Name der Wirtin war Anastasia und sie wusste offenbar sehr genau, dass wir unseren vorherigen Hund, wegen einer schmerzhaften und ihn entstellenden Hautkrankheit erschießen lassen mussten. Dieser Hund hieß Percy und war ein schottischer Schäferhund und ein wenig geistig unterbemannt, aber gleichzeitig vornehm wie ein Aristokrat. Seit Jahr und Tag fehlte uns also ein Wachhund und nun waren wir wieder auf der Suche nach einem Neuen. Darum hatte sie uns von ihrem Berg aus angerufen, dass sich ein Hund, wie wir uns nur wünschen könnten, bei ihr in Pflege befände und wir könnten ihn uns in jederzeit anschauen kommen.

So kraxelten wir baldmöglichst, vor allem da die Kinder drängten und die Neugierde der Erwachsenen (mich eingeschlossen) kaum hinter ihrer zurückstand, schon am nächsten Nachmittag auf Anastasias Bergpension hoch.

[⁴ Im Original steht: „Fräulein“, ebenso bei ihrer Tochter. Dies war damals, 1919, üblich, um unverheiratete Frauen, heute würde man sagen, zu „brandmarken“]

Wir trafen die Pächterin in ihrer großen, von warmen und nahrhaften Dünsten erfüllten Küche an, wo sie, ihre recht runden Unterarme entblößt und ihr Kleid am Hals weit geöffnet hatte und mit hochrotem, feuchten Gesicht das Abendessen für ihre Gäste zubereitete. Die Tochter lief ruhig und fleißig hin- und her und unterstützte sie bei allem, was sie tat, trefflich. Wir wurden von beiden freundlich begrüßt und gelobt, dass wir die Angelegenheit nicht weiter auf die lange Bank geschoben und den Weg zu ihr gleich gefunden hätten. Und auf unser fragendes Umherschauen führte uns Resi, ihre Tochter, vor den Küchentisch, wo sie ihre Hände auf die Knie stützte und einige schmeichelnde und ermutigende Worte unter die Tischplatte schickte. Denn dort stand, mit einem schadhaften Strick an ein Tischbein gebunden, ein Wesen, das wir im lodernen Schein des Feuers, im Halbdunkel, nicht gesehen hatten. Niemand konnte sich das Lachen verkneifen, als wir Hauschan endlich erblickten.

Er stand da, auf hohen Knickbeinen, den Schwanz eingezogen, zwischen seinen kleinen Hinterbeinchen, die vier Pfoten nahe beieinander, den Rücken gekrümmt und er zitterte dabei. Wahrscheinlich hatte er Angst vor uns Fremden, aber wir hatten eher den Eindruck, dass er Hunger auf wärmendes Fleisch haben könnte. Er sah nämlich nur wie ein kleines Skelettchen aus und bestand aus einem Brustgerüst und einer Wirbelsäule, die mit ruppigem Fell überzogen war und vier Stelzbeinchen an ihrem Ende hervorgebracht hatte. Seine Ohren waren zurückgelegt, eine Muskelstellung, die sofort jede

Form von Fröhlichkeit, in Form dieser Hundephy-siognomie, auslöschte. Man konnte diesen Aus-druck in seinem noch sehr kindlichen Gesicht sofort erkennen, überdies sah man auch die Unwissenheit und das elendige Gefühl, ebenso wie seine flehent-liche Bitte um Nachsicht mit ihm. Hinzu kam noch, dass das, was man noch heute seinen Schnauz- und Knebelbart nennen könnte, damals, im Ver-hältnis zu jetzt, noch viel stärker ausgebildet war und dem Gesamteindruck seiner Erscheinung eine Schattierung von misshandelter Schwermut hinzufüg-te.

Alles bückte sich nach unten, um dem Kummerwe-sen Lock- und Trostworte zuzusprechen und in den mitleidigen Jubel der Kinder hinein, gab Anastasia vom Herd aus ihre Erklärungen zu der „Person“ des Mitessers. Bis auf Weiteres werde er hier in ihrem Gasthof „Lux“ gerufen und hätte beste Eltern, sagte sie mit ihrer angenehmen, ruhigen Stimme. Sie ha-be seine Mutter selbst gekannt und vom Vater nur Gutes gehört. Geboren sei Lux auf einem Land-wirtschaftsbetrieb in Huglfing (in der Nähe von Mün-chen) und seine Besitzer wollten ihn nur aus be-stimmten Gründen überhaupt abgeben, weshalb sie ihn zu ihr gebracht hätten. Sie hatte viele Gäste und dadurch ergäbe sich die Gelegenheit, ihn gut un-terbringen zu können. Sie seien mit ihrem kleinen Wägelchen ^[5] gekommen und Lux sei schnell, zwi-

[⁵ Mit Wägelchen ist so etwas, wie ein Karren, der manuell gezogen werden muss, gemeint, also kein Automobil.]

schen den Hinterrädern, die ganzen 20 KM mitgelaufen. ^[6]

Sie habe ihn gleich für uns vorgesehen, da sie doch wusste, dass wir nach einem guten Hund Ausschau gehalten hätten. Außerdem sei sie fast sicher, dass wir ihn uns aussuchen würden. Wir sollten es doch auch so machen, dann sei allen Parteien geholfen. Wir würden bestimmt viel Freude an ihm haben, er für seinen Teil, sei dann nicht mehr so allein auf der Welt, sondern würde ein behagliches Plätzchen gefunden haben und sie, Anastasia, könne sich beruhigt an ihn erinnern. Wir sollten uns aber nur nicht durch sein jetziges Gesichtchen gegen ihn entscheiden. Jetzt schaue er recht betreten darein und sei ohne Selbstvertrauen, auf Grund der fremden Umgebung. Aber in kürzester Zeit werde es sich schon zeigen, dass er von hervorragenden Hundeltern stamme.

„Ja, aber sie hätten offenbar nicht so recht zueinander gepasst?!“, fragte ich.

Doch, antwortete sie selbstsicher, weil es beides ausgezeichnete Tiere gewesen seien. Er hätte die besten Eigenschaften, dafür gäbe sie, Frau Anastasia, eine Garantie. Auch sei er nicht allzu verwöhnt und brauche wenig Aufmerksamkeit, was heutzutage wichtig wäre: bisher sei er hauptsächlich

[⁶ Heute ein etwas grausam wirkender Umstand, abgesehen von der jetzigen Verkehrssituation (2025).]

mit Kartoffelschalen ernährt worden.^[7] Wir sollten ihn nur erst einmal mit nach Hause nehmen, probe-
weise und unverbindlich. Sie würde ihn zurückneh-
men und die kleine Kaufsumme zurückerstatten,
sollten wir finden, dass wir ihn nicht lieb gewinnen
könnten. Das sage sie ohne Scheu und sie mache
sich da gar keine Sorgen, wir sollten sie unbesorgt
beim Wort nehmen. Denn wie sie ihn kenne und
auch uns, beide Seiten also, sei sie überzeugt, dass
wir ihn mögen würden und gar nicht daran denken
würden, uns wieder von ihm zu trennen.

Sie sagte noch vieles mehr, ruhig und angenehm,
während sie am Herd herumhantierte und manch-
mal die Herdflammen, wie bei einem Zauberspiel,
vor ihr loderten. Schließlich kam sie sogar selbst
und öffnete mit beiden Händen Luxens Maul, um
uns seine schönen Zähne und, aus irgendeinem un-
erfindlichen Grund, auch seinen rosafarbenen ge-
riffelten Gaumen zu zeigen. Die fachmännisch ge-
stellte Frage, ob er schon die Staupe gehabt habe,
erwiderte sie mit leichter Ungeduld, dies nicht be-
antworten zu können. Und was seine Größe be-
treffe, die er noch erreichen würde, so werde sie die
unseres verstorbenen Percys sein, antwortete sie
schlagfertig. Es gab noch viel Hin und Her, viel
warmherziges anastasiches Zugerede, was durch
die Fürsprache unserer Kinder noch verstärkt wur-
de, wobei wir, auf unserer Seite, noch recht ratlos
blieben. Schließlich baten wir um eine kurze Be-

[⁷ Dieser an dieser Stelle als Genügsamkeit bzw. Vorteil erwähnte Umstand, einen jungen Hund nur mit Kartoffelschalen ernährt zu haben, ist aus heutiger Sicht skandalös und regelrecht Tierquälerei.]

denkzeit, die sie uns gerne gewährte und gingen nachdenklich zurück ins Tal, wobei wir unsere Eindrücke bei Anastasia prüften und auf uns wirken ließen.



Abb. 3. Nach dem Nachbarshund des Landwirtschaftsbetriebs namens Lux, war unser Lux vorübergehend von Anastasia benannt worden.

Natürlich hatte es uns allen die vierbeinige Fleisch gewordene Traurigkeit unter dem Tisch angetan und wir Erwachsenen gaben uns vergeblich den Anschein, dass wir der Kinder Fähigkeit, das Ganze beurteilen und richtig auswählen zu können, belächeln würden. Auch wir fühlten diesen Stachel im Herzen und erkannten sehr wohl, dass es uns schwer fallen würde, das Bild des armen Lux wieder aus unserem Gedächtnis loszuwerden. Was würde wohl aus ihm werden, wenn wir ihn zurückweisen würden? In welche Hände würde er geraten? Eine mysteriöse und schreckliche Gestalt entstand in unserer Fantasie: der Wasenmeister ^[8] vor dessen schrecklichem Zugriff wir Percy damals durch ein paar „vornehme“ Kugeln des Büchsenmachers ^[9] und durch eine ehrenvolle Grabstätte am Rand unseres Garten bewahrt hatten. Wollten wir also Lux einem ungewissen und vielleicht schauderhaften Schicksal überlassen, so hätten wir uns hüten sollen, ihn kennen zu lernen und sein Babygesichtchen

^[8] Ein Wasenmeister war eine historische Berufsbezeichnung für einen Abdecker, der im oberdeutschen Sprachraum zuständig war für die Verwertung und Beseitigung von Tierkadavern, insbesondere von Nutzvieh. Der Beruf beinhaltete auch das Einfangen streunender Hunde, die Reinigung von Abfallgruben und Kloaken, sowie die Verwertung der Tierkörper zu Produkten wie Fette, Seife oder Leim.] vvv

^[9] „Ein **Büchsenmacher** (bis ins 19. Jahrhundert auch als *Büchsenschäfter* oder *Büchsenmeister* bezeichnet), stellt Schusswaffen her, repariert diese und treibt oft auch Handel damit. Der ursprüngliche Beruf des Büchsenmeisters umfasste auch die Herstellung von Büchsenläufen und Geschützrohren, was mit den Berufen von Waffenschmieden (auch Büchsenschmiede) oder von Stückgießern aus der Berufsgruppe von Metall- und Glockengießern verbunden war.“] Seite „Büchsenmacher“. In: Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 22. Januar 2025, 19:58 UTC.

URL: <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=B%C3%BChsenmacher&oldid=252534589> (Abgerufen: 17. September 2025, 03:57 UTC)]

mit den Schnurr- und Knebelbart genauer anzusehen. Da wir nun von ihm wussten, schien die Verantwortung für ihn bereits da zu sein, die wir nur noch schwer und mit krasser Gewalt zurückweisen können würden.

So kam es, dass uns schon der dritte Tag diesen sanften Ausläufer der Alpen erklimmen sah. Nicht, dass wir zum Kauf definitiv entschlossen gewesen wären, aber wir erkannten sehr wohl, dass die „Sache“, so wie sich alles zu entwickeln schien, kaum ein anderes Ergebnis ergeben könnte, als Lux endlich mit nach Hause zu nehmen.

Diesmal saßen Anastasia und ihre Tochter an den kurzen Seiten des Küchentischs einander gegenüber und tranken Kaffee. Zwischen ihnen, vor dem Tisch, saß der mit dem vorläufigen Namen Lux, saß bereits so, wie er das heute auch tut, die Schulterblätter bauernhaft verdreht, die Pfoten nach innen gestellt und hinter seinen abgetragenen Lederhalsband steckte ein Feldblumensträußchen, das eine festliche Aufwertung seiner Erscheinung erzeugte und ihm ein wenig den Ausdruck eines am Sonntag etwas unternehmenden Dorfburschen oder eines Heiratswilligen verlieh. Die junge Tochter, selbst sehr schick in ihrem volkstümlichen Trachtenkleid, hatte diesen Schmuck angelegt, um ihn für seinen Einzug ins neue Heim zu schmücken. Mutter und Tochter versicherten, sie wären sicher gewesen, dass wir wiederkommen würden, um „unseren Lux“ zu holen und zwar genau heute.

So erwies sich denn gleich bei unserer Ankunft, dass jedwede weitere Debatte als unmöglich und abgeschlossen galt. Anastasia bedankte sich in ihrer angenehmen Art für den Kaufpreis, der einen Schilling betrug. Wir hatten ihr diesen bereits gegeben und er war zehn Mark wert. ^[10]

Es war klar, dass sie Lux uns mehr in unserem Interesse, als in ihrem oder dem ihrer Wirtschaftsbetriebsleute anbot, um nämlich dem armen Lux, in unserer Vorstellung, einen positiven und monetären Wert zu verleihen. Dies haben wir sehr gut verstanden und gaben den Betrag gerne dafür. Lux war inzwischen von seinem Tischbein losgebunden, das Ende des Strick wurde mir übergeben und es folgten die freundlichsten Wünsche und Verheißungen, während wir unseren Rückweg über Frau Anastasias Schwelle antraten.

Es war kein Triumphzug, womit wir mit unserem neuen Hausgenossen unseren etwa einstündigen Heimweg zurücklegten, zumal der Bursche sein Sträußchen bei seinem Herumtollen bald verloren hatte. Wir sahen bei ihm große Freude, aber auch spöttische Geringschätzung der uns begegnenden Wanderer, was sich noch verstärkte, als uns unser Weg durch einen kleinen Ort mit einem Bauersmarkt führte. Zum Überfluss hatte sich bald herausgestellt, dass Lux, wahrscheinlich schon länger, an Durchfall litt, was uns zum häufigen Anhalten und Warten veranlasste, was genau und missmutig von den Städtern, die uns beobachteten und begog-

[¹⁰ = Reichsmark, 1918 entsprach 10 RM, dem Wert von ca. 21 Euro.]

neten, quittiert wurde. Wir stellten uns dann meist schützend im Kreis um ihn herum und fragten uns schon, ob es denn eventuell sogar schon die Staupe sein könnte, die da ihre schlimmen Symptome zeigte?! Die Zukunft zeigte uns allerdings, dass diese Sorge unbegründet war und dass wir es bei Lux nur mit einer reinen und festen Natur zu tun hatten, die sich gegen Seuchen und Süchte, bis auf dieses erste Mal, im Kern immer als gefeit erweisen würde.

Sobald wir zu Hause angekommen waren, wurden die Dienstmädchen ^[11] herbeigerufen, damit sie mit dem Familienzuwachs Bekanntschaft machen und ihr bescheidene Meinung dazu äußern konnten. Man konnte ihre Bewunderung sehen, nachdem sie sich ihn aber näher angesehen und unseren unsicheren Ausdruck bemerkt hatten, lachten sie, wandten dem traurig Dreinblickenden den Rücken zu und machten abweisende Handbewegungen. Hierdurch bekamen wir erneut Zweifel, ob wir die für den guten Zweck erbrachten Kosten, die uns Anastasia gegenüber gefordert hatte, Verständnis bei ihnen erlangen würden. So sagten wir ihnen, indem wir flunkerten, dass wir den Hund geschenkt bekommen hätten und führten Lux auf die Veranda, um ihm eine aus gehaltvollen Abfällen ^[12] zusammengesetzte Empfangsmahlzeit anzubieten.

[¹¹ Immerhin war die Familie Mann bereits 1919 offenbar so vermögend, dass sie Personal im Haus hatte und davon mehrere „Dienstmädchen“!]

[¹² Manch heutige:r Hundesitzer:in mag sich innerlich schütteln, wenn er/ sie sich vorstellt, ihrem/ seinem Hund Abfälle verabreichen zu müssen!]

Noch sehr ängstlich, wies er zunächst alles ab. Er roch mal daran, fuhr dann aber zurück, unfähig, sich zu trauen, Käserinde und Hühnerbeine zu sich zu nehmen; vielleicht dachte er, so etwas sei nichts für einen Hund, wie ihn? Das mit Seegras gefüllte Sackkissen nahm er gerne an, das im Flur für ihn zum Ausruhen bereit lag. Er legte sich dort hin, zog seine Pfoten zu sich ganz nahe an den Körper heran, während wir in unserem Wohnzimmer über seinen neuen Namen debattierten und ihn endgültig bestimmten.

Auch am nächsten Tag weigerte er sich noch, zu essen ^[13] dann folgte eine Zeit, in der er ohne Maß und Unterscheidungskriterien alles verschlang, was in den Bereich seines Mauls kam, bis er schließlich, in Bezug auf seine Ernährung, zu einer ausgewogenen Regelung und prüfenden Würdigung kam. Es war damit der Prozess seiner Eingewöhnung und „bürgerlichen Festigung“ in großem Maße begründet. Ich werde mich allerdings hier nicht darin verlieren, diesen Ablauf allzu dezidiert auszumalen.

Dieser Prozess wurde allerdings einmal schroff unterbrochen, als Bauschan (so hieß er nun) vorübergehend abhanden kam. Die Kinder hatten ihn mit in den Garten genommen, von der Leine gelassen, um ihn mal Freilauf zu gewähren und in einem unbeaufsichtigten Augenblick, hatte er durch die Lücke, die

[¹³ Dieses Verb deutet darauf hin, dass Thomas doch ein ganz schön nahes Verhältnis zu Hunden hat, denn er spricht davon, dass er isst und nicht frisst, d.h. eine gewisse Vermenschlichung ist bereits eingetreten. Ob dies vor allem Nicht-Hundebesitzer:innen verstehen können oder nicht, wir Hundebesitzer:innen wissen nun Bescheid und freuen uns darüber!]

die Zaunpforte über dem Boden ließ, das Weite gesucht. Sein Verschwinden verursachte bei allen Bestürzung und Trauer, zumindest in unserem herrschaftlichen ^[14] Bereich, die Dienstmädchen nahmen den Verlust eines geschenkten Hundes auf die leichte Schulter oder ihn als Verlust gar nicht ernst. Das Telefon schrillte laut zwischen uns und Anastasias Bergwirtschaft, weil wir hofften, dass er dorthin zurückgelaufen sei. Umsonst, dort hatte er sich nicht sehen lassen und zwei Tage mussten vergehen, bis die Frau uns melden konnte, sie habe eine Nachricht aus Huglfing erhalten, Lux sei vor anderthalb Stunden auf der heimatlichen Landwirtschaft erschienen. Ja, er war dort, der Idealismus seines Instinkts ^[15] hatte ihn zurückgeführt in die Welt der Kartoffelschalen und ihn die 20 KM Wegstrecke, die er damals zwischen den Rädern zurückgelegt hatte, in einsamen Tagesmärschen, bei Wind und Wetter, wieder durchlaufen lassen. So mussten seine ehemaligen Besitzer ihr Wägelchen noch einmal anspannen, um ihn zunächst zu Anastasia zurückzubringen und nach weiteren zwei Tagen machten wir uns abermals auf den Weg, den Irrläufer nach Hause zu holen. Er war wie damals am Tischbein angebunden, zerzaust und abgekämpft, bespritzt mit dem Kot der Landstraßen. Tatsächlich gab er zu erkennen, dass er uns wieder erkannte und sich freute, als er uns sah! Aber warum war er denn überhaupt weggelaufen?!

^[14] Siehe hierzu den kleinen Exkurs.

^[15] Heute weiß man, dass das eher Intelligenz ist.]

a. Exkurs. Was ist hochherrschaftlich?

Es tauchte die Frage auf:

„Wie muss man es werten, dass Thomas Mann in einer Erzählung von 1919 davon spricht, dass er und seine Familie hochherrschaftlich sind? Ist das politisch inkorrekt?“

Frage an: Openai ChatGPT 2025 / Modell X = GPT-4.1 (chat-gptx.de),

*Persönliche Kommunikation,
17.09.2025.*

Antwort an Autor auf die Anfrage:

Kurzantwort: Nein, dass Thomas Mann 1919 seine Familie als „hochherrschaftlich“ bezeichnet, ist nicht per se politisch inkorrekt. Es ist eine literarische Selbstbeschreibung, die sozialen Status, Habitus und Distanz zu anderen Schichten ausdrückt und im historischen Kontext zu lesen ist.

Erläuterung in Stichpunkten:

1.) Kontext beachten:

1919 herrschten in Deutschland große gesellschaftliche Umbrüche (Ende des Kaiserreichs, Novemberrevolution). Selbstbezeichnungen wie „hoch-

herrschaftlich“ reflektieren Selbsterleben und Standesbewusstsein jener Zeit.

2.) Literarische Funktion:

Solche Formulierungen können Ironie, Selbstkritik oder Distanzierung enthalten. Bei Thomas Mann oft: feinsinnige Beobachtung gesellschaftlicher Hierarchien.

3.) Nicht automatisch normative Aussage:

Er beschreibt einen Sachverhalt (sozialer Rang, Lebensstil), nicht zwingend eine positive Wertung. Interpretation hängt vom Textzusammenhang ab.

4.) Heute sensibel lesen:

Moderne Leserinnen und Leser hinterfragen solche Selbstdarstellungen gern kritisch (Elitenbewusstsein, Klassenprivilegien). Das ist legitime historischreflexive Lektüre, aber kein Beleg für „politische Inkorrektheit“ per se.“

Ende Exkurs.

Es kam eine Zeit, da es deutlich wurde, dass er sich den Landwirtschaftsbetrieb wohl aus seinem Sinn geschlagen, bei uns aber auch noch nicht so recht Wurzeln geschlagen hatte, so dass seine Seele immer noch herrenlos und ähnlich einem taumelnden Blatt im Wind war. Damals musste man noch beim Ausführen besonders scharf aufpassen, da er sehr dazu neigte, das schwache, sympathische Band zwischen uns und sich plötzlich zu zerreißen und sich in den Wäldern zu verlieren, wo er bestimmt, wenn er ganz auf sich alleine gestellt gewesen wäre, auf den Zustand seiner wilden Vorfahren zurückgefallen wäre. Unsere Fürsorge aber bewahrte ihn vor diesem dunklen Schicksal, sie hielt ihn fest auf der hohen, von seinem Geschlecht in Jahrtausenden erreichten Zivilisationsstufe, an der Seite des Menschen.

Dann, etwas später, trug ein einschneidender Ortswechsel, nämlich unser Umzug in die Stadt (München) oder besser noch Vorstadt, mit einem Schlag viel dazu bei, ihn eindeutig auf uns zu prägen und ihn mit unserem Anwesen mit Entschiedenheit zu verbinden.

4. Wer ist Bauschan?

Ein Mann im Isartal hatte mir erzählt, diese Art von Hunden könne sehr lästig werden, sie wolle immer beim Herrchen sein. So war ich gewarnt, dass die zähe Treue, die Bauschan mit tatsächlich bald bewies, in ihrem Ursprung persönlich auf mich bezogen war, wodurch es mir aber wiederum leichter fiel, sie einzudämmen und, soweit es nötig erschien, von mir wegzulenken. Es handelt sich dabei um einen aus Urzeiten überlieferten Instinkt des Hundes, der ihn, wenigstens bei den sehr männlich geprägten, die freie Luft liebenden Arten, dazu bestimmt, im Mann, dem Haus- und Familienoberhaupt unbedingt den Herrn, den Beschützer des Herds, den Gebieter zu erkennen. Gleichzeitig entwickelt er den Drang, ihn zu verehren, in einem besonderen ergebenen Unterwürfigkeitsverhältnis zu ihm seine Lebensaufgabe zu finden und gegenüber den übrigen Hausbewohner:innen eine viel größere Unabhängigkeit zu entwickeln. ^[16]

In diesem Geist hielt es auch Bauschan mit mir, fast vom ersten Tag an, hing er mit treuen Kulleraugen an mir, indem er auf Befehle zu warten schien, die ich aber nicht gab, da sich bald zeigte, dass er nicht besonders gut gehorchte. Er heftete sich regelmäßig an meine Fersen, in der klaren Überzeugung, dass seine Unzertrennlichkeit eine ganz natürliche Sache sei. Es war selbstverständlich, dass er im Familienkreis seinen Platz an meinen und

^[16] Hier wird ein höchst antiquiertes, patriarchalisches Weltbild propagiert, dass sogar auf den Hund übertragen wird.

nicht an den Füßen eines anderen einnahm. Es war ebenso selbstverständlich, wenn ich mich, unterwegs beim Spaziergang, von der Gemeinschaft weiter weg bewegte, um irgendeinen anderen Weg einzuschlagen, dass er sich mir anschloss und nur mir folgte. Er wollte immer bei mir sein, auch wenn ich arbeitete und wenn er die Gartentüre geschlossen vorfand, kam er mit plötzlichem, erschreckendem Sprung durchs offene Fenster herein, wobei einiges an Dreck mit ins Zimmer flog und warf sich stöhnend auf den Boden unter dem Schreibtisch, um dort zu warten, wann ich denn endlich kommen würde.

Es gibt eine Achtung vor allem Lebendigen, die zu wach ist, als dass uns nicht auch die Anwesenheit eines Hundes stören kann, wenn es darauf ankommt, alleine zu sein. Bauschan störte mich in solchen Situationen auch ganz „schön“. Er stellte sich neben meinen Arbeitsstuhl, wedelte, sah mich mit flehentlichen Blicken an, trampelte auf dem Boden herum und forderte mich auf, mich endlich um ihn zu kümmern. Eine auch nur kleine Bewegung, die ich am Tisch machte, hatte zur Folge, dass er mit seinen Vorderbeinen die Armlehne meines Sessels hinaufzuklettern vorgab, sich dabei an meine Brust drängte, mich mit Luftküssen zum Lachen brachte, dann zu einer Untersuchung der Tischplatte überging, wohl in der Annahme, dass dort etwas Essbares zu finden sein müsse, da ich mich so intensiv darüber beugte. Mit seinen breiten, haarigen Jägerpfoten verwischte er dabei die gerade frisch aufgetragene Schrift. Ich ermahnte ihn scharf,

Ruhe zu geben, daraufhin legte er sich dann endlich hin und schlief dann recht schnell ein. Sobald er aber schlief, begann er zu träumen, wobei er mit allen vier ausgestreckten Pfoten Laufbewegungen vollführte und dabei gleichzeitig ein sowohl hohes, als auch dumpfes, wie bauchrednerisches und wie aus einer anderen Welt kommendes, quietschendes Gebell von sich gab. Dass mich dies aufregte und ablenkte, kann nicht verwundern, denn erstens war es irgendwie unheimlich und überdies rührte und störte es mein Gewissen. Dieses Traumleben war nämlich zu deutlich ein künstlicher Ersatz für reales Rennen und Jagen, den seine Natur von selbst bereitstellte, weil ihm das Glück der Bewegung im Freien, beim Zusammenleben mit mir, nicht in der Weise zuteil wurde, wie seine Natur es verlangte. Das ging mir natürlich nahe, da es aber nicht zu ändern war, war es unvermeidbar, mir diese Beunruhigungen vom Hals zu schaffen. Ich konnte aber vor mir selbst darauf hinweisen, dass er bei schlechtem Wetter viel Dreck ins Zimmer brachte und überdies mit seinen Krallen die Teppiche beschädigte. ^[17]

So wurde ihm dann der Aufenthalt in den Wohnräumen des Hauses und das Zusammensein mit mir, solange ich mich eben im Haus aufhielt, grundsätzlich verwehrt, wenn es zwar auch Ausnahmen

^[17] Diese Erfahrungen machen alle Hundebesitzer:innen, vor allem mit jungen Hunden oder Welpen. Da muss man dann durch, lernen, sich durchzusetzen und klare Grenzen zu setzen, dann funktioniert das auch ohne Aussperrungen nach draußen. Heute bevorzugen die Meisten jedoch, den Hund im Haus zu behalten, auch, weil es im Endeffekt schöner ist, immer zusammen zu sein. Aber das ist natürlich jeder/ jedem selbst überlassen.

gab. Er begriff sehr schnell dieses Verbot und fügte sich in das Unnatürliche, da gerade das der für ihn unerforschbare Wille seines Herrn und Hausgebieters war. Die Entfernung zu mir, die oft und besonders im Winter für große Teile des Tages gilt, ist nur eine Distanz, keine wirkliche Trennung oder etwa Verbindungslosigkeit. Auf meinen Befehl hin, ist er nicht bei mir, aber das ist eben nur die Ausübung eines Befehls, ein verneintes Bei-mir-Sein und von einem selbstständigen Leben von Bauschan, das er, ohne mich, während dieser Stunden führen würde, kann dabei aber nicht gesprochen werden.

Ich sehe durch die Glastüre meines Zimmers, wie er sich auf der kleinen Gartenwiese vor dem Haus auführt, wie ein richtiger Onkel, auf ungeschickt posenhafte Art, an den Spielen der Kinder beteiligt, aber zwischendurch kommt er ständig zur Türe hinauf, schnüffelt an der Spalte, da er mich durch die innere Tüllbespannung der Tür nicht sehen kann, um sicher zu sein, dass ich doch anwesend bin. Er sitzt dort, mit dem Rücken zum Zimmer und bewacht sozusagen das Haus. Ich kann ihn aber von meinem Tisch aus sehen, auf dem erhöhten Weg da drüben, zwischen den alten Espen, wo er in einer Art Bummeltrab hin- und herläuft. Doch für ihn sind solche „Spaziergänge“ nur ein schwacher Zeitvertreib, ohne Stolz, Glück und Lebendigkeit und es bleibt völlig undenkbar, dass sich Bauschan auf eigene Faust dem herrlichen Jagdvergnügen hingeben könnte, obwohl ihn niemand daran hindern und meine Anwesenheit, wie sich noch zeigen wird, dafür nicht unbedingt erforderlich sein würde.

Sein Leben beginnt, wenn ich selbst aus dem Haus gehe, aber auch dann beginnt es oftmals doch noch nicht endgültig! Denn, wenn ich das Haus verlasse, stellt sich die Frage, ob ich nach rechts gehen soll, die Allee hinunter, dahin, wo es ins Freie und die Einsamkeit unserer „Jagdgründe“ geht oder etwa nach links, in Richtung Trambahnstation, um in die Stadt zu fahren. Und nur im ersten Fall macht es für Bauschan einen Sinn, mich zu begleiten. Anfangs ging er mit mir mit, wenn ich die große Welt, unabhängig von der Richtungswahl auswählte. Er nahm dann mit Erstaunen einen herandonnernden Trambahnwagen wahr und folgte mir, während er seine Angst mit Gewalt zu unterdrücken versuchte, mit einem blindwütigen und treuherzigen Sprung auf die Plattform, mitten unter die Passagiere. Aber ein darauf folgender Sturm einer öffentlichen Entrüstung ^[18] fegte ihn wieder hinunter und dann entschloss er sich, im Galopp neben dem dahinbrausenden Vehikel her zu rennen, das so wenig dem Wägelchen ähnelte, zwischen dessen Rädern er getrabt war, als wir ihn abgeholt hatten.

Er versuchte Schritt zu halten, solange es nur ging, aber seine Atemkraft hatte ihn nicht im Stich gelassen. Aber den „Sohn“ des Landwirtschaftsbetriebes verwirrte das städtische Treiben, er lief den Passanten zwischen die Füße, fremde Hunde fielen ihn im Vorbeilaufen an und ein Stakkato wilder Gerüche, wie er sie noch nie erlebt hatte, reizte und verstörte seine Sinne. Irgendwelche schmutzige

[¹⁸ Heutzutage nennt man das einen „Shitstorm“.]

Häuserecken, durchtränkt mit den Ausscheidungen alter Abenteuer, zogen ihn unwiderstehlich in seinen Bann, er blieb aber dann zurück, holte den Schienenwagen wieder ein, doch es war ein anderer, als zuvor, der dem Ersteren aber ziemlich ähnlich war, so dass Bauschan blindlings in die falsche Richtung davonlief. So geriet er tiefer und weiter in die ihm totale Fremde hinein und kam erst nach zwei Tagen, ausgehungert und hinkend, in den Frieden des letzten Hauses am Fluss zurück in sein Heim, wohin auch sein Herr, also ich, vernünftig genug gewesen war, direkt zurückzukehren.

Dies geschah zwei, drei Mal, dann hörte Bauschan damit auf, auch, mit mir nach links zu laufen. Er erkennt immer sofort, was ich vorhabe, den „Jagdgrund“ oder die Welt, wenn ich aus der Haustüre gehe. Er springt von der Fußmatte auf, worauf er, unter dem schützenden Portalbogen, mein Vorhaben, spazieren zu gehen, erwartet hatte. Er springt auf und im selben Moment sieht er, wohin meine Absichten gehen. Meine Kleidung verrät es ihm vorneweg, der Stock, den ich dabei habe, auch wohl mein Gesichtsausdruck und meine Körperhaltung, der Blick, den ich kalt und geschäftig über ihn hinweg schwenken lasse oder ihn ihm mit einer unbedeutenden Aufforderung zuwende. Er begreift alles. Er stürzt sich fast kopfüber die Stufen hinunter und tanzt förmlich mit kleinen schleuderartigen Drehungen der Freude, in stummer Begeisterung, vor mir zur Pforte, wenn der Ausgang sicher zu sein scheint. Er duckt sich aber, legt die Ohren an, seine Miene erlischt, fällt fast wie in Asche und Traurigkeit

zusammen, wenn die Hoffnung umsonst war. Dann füllen sich seine Augen mit dem Ausdruck scheuen Sünderelends, den das Unglück im Blick des Menschen und Tieres hervorruft.

Manchmal kann ich es nicht glauben, was er alles sieht und weiß, dass nämlich z.B. für dieses Mal alles aus und an kein Jagen zu denken ist. Seine Begierde war zu heftig, er lehnt die üblichen Erkennungsmerkmale ab und will den Stock für die Stadt, mein hochbürgerliches Outfit, nicht bemerkt haben. Er drängt sich vor, als ich durch die Pforte gehen will, dreht sich draußen um seine eigene Achse, versucht mich nach rechts zu bugsieren, indem er zum Galopp ansetzt, um in diese Richtung zu streben und dreht seinen Kopf zu mir herum und zwingt sich, das schicksalhafte „Nein“ zu überhören, das ich seinen Überredungskünsten entgegenhalte. Er kommt dann aber zurück, wenn ich tatsächlich nach links gehe, begleitet mich, aus tiefstem Grund schnaubt er, wie ein Pferd und stößt kleine, wirre, hohe Laute aus, die sich nach dieser Anspannung lösen wollen. Er läuft den Zaun des Vorgartens entlang und fängt an, über das Gitter der an unser Grundstück angrenzenden öffentlichen Anlage hin und her zu springen, obwohl dieses Gitter ziemlich hoch ist und er in der Luft etwas ächzen muss, in der Sorge, sich dabei weh zu tun. Er springt aus einer Art von verzweifelter, die Tatsachen verworfender Munterkeit heraus und auch, um mich zu bestechen, mich durch seine Tüchtigkeit für mich zu gewinnen. Denn noch ist es, bei aller Unwahrscheinlichkeit, nicht ganz und gar ausgeschlossen,

dass ich, am Ende der Anlage, dennoch den Stadtweg verlasse, noch einmal nach links einbiege und auf einem geringen Umweg, über den zum Briefkasten nämlich (wenn ich Post zu versorgen habe), dennoch ins Freie mit ihm gehe. Das kommt vor, aber eben selten und wenn auch diese Hoffnung stirbt, setzt sich Bauschan, wie ein Esel, einfach hin und lässt sich ziehen.



Abb. 4

5. Eingewöhnung.

Da sitzt er, in seiner bäuerlich ungeschickten Haltung, mitten auf der Straße und blickt mir nach, den ganzen, langen Boulevard hinauf. Drehe ich den Kopf nach ihm, spitzt er die Ohren, aber er hört nicht, auch nicht auf einen Ruf oder Pfiff würde er nicht folgen, er weiß, dass es zwecklos wäre. Noch am Ausgang der Allee kann ich ihn dann sitzen sehen, als kleines, dunkles, ungeschicktes Pünktchen, mitten auf der Straße und es gibt mir einen Stich ins Herz, denn ich besteige die Tram mit nichts anderem, als Gewissensbissen.^[19] Er hat so sehr auf mich gewartet und man weiß doch wie sehr Warten foltern kann! Sein Leben besteht aus Warten, auf den nächsten Spaziergang ins Freie und dieses Warten beginnt, wenn er vom letzten Mal ausgeruht ist. Auch in der Nacht wartet er, denn sein Schlaf verteilt sich auf die ganzen 24 Stunden des Sonnenumlaufs und manches Schlummerstündchen auf dem Grasteppich des Gartens, während ihm die Sonne den Pelz wärmt. Er liegt aber auch oft hinter den Vorhängen der Hütte, um die leeren Tagesstrecken zu verkürzen. So ist denn meine eigene Nachtruhe auch zerteilt. Ohne Verbundenheit mit mir, treibt es ihn in der Dunkelheit um, durch Hof und Garten. Er wirft sich hierhin und dorthin und wartet. Er wartet auf den sich wiederholenden Be-

^[19] Diese Art von Verhalten ist heute naturgemäß undenkbar, dass man seinen Hund auf einer Straße zurücklässt und dann zwar mit „Gewissensbissen“, aber unbeaufsichtigt.]

such des Schließers ^[20] mit der Taschenlaterne, dessen stapfenden Gang er unsicher, mit grauenvollem Warngbell begleitet. Er wartet auf das Hellerwerden des Morgenhimmels, das Krähen des Hahnes in einer entfernteren Gärtnerei, das Erwachen des Morgenwindes in den Baumwipfeln und darauf, dass der Kücheneingang geöffnet wird, damit er hineinschlüpfen kann, um sich am Herd aufzuwärmen.

Aber ich glaube, dass die Marter der nächtlichen Langeweile nur wenig ausmacht, verglichen mit der, die Bauschan am helllichten Tag zu erdulden hat, besonders, wenn schönes Wetter ist, sei es nun Winter oder Sommer, wenn die Sonne so schön ins Freie lockt, das Verlangen nach starker Bewegung an allen Muskeln zerrt und das Herrchen, ohne das eine richtige Unternehmung nicht möglich ist, noch immer nicht seinen Platz hinter der Glastüre verlassen will. Bauschans beweglicher kleiner Körper, in dem das Leben so schnell und fieberhaft pulsiert, hat sich durch und durch und im Überfluss ausgeruht, an Schlaf ist da nicht mehr zu denken. Er kommt auf die Terrasse vor meiner Tür, lässt sich mit einem Seufzer, der aus der Tiefe seines Inneren kommt, auf den Kies fallen und legt seinen Kopf auf die Pfoten, indem er, von unten herauf, mit einem Duldungsblick in den Himmel schaut. Das dauert nur ein paar Sekunden, dann hat er das schon wieder satt und übersatt, empfindet es als unhaltbar.

[²⁰ Ein Schließer ist jemand, der als Dienstleister den Auftrag hat, alle Haustüren zu öffnen und zu schließen. Heute wird dieser Beruf oft für Gefängniswärter:innen benutzt.]

Etwas kann er noch machen, denkt er. Er kann die Stufen hinunterlaufen und an einem der pyramidenförmigen Lebensbäumchen, die unsere Rosenbeete flankieren, das Bein heben und zwar das auf der rechten Seite, das dank Bauschans Gewohnheiten, in dieser Beziehung, jedes Jahr an Verätzung eingeht und ausgewechselt werden muss. Er steigt also hinunter und tut das, wozu ihn kein tatsächliches Bedürfnis treibt, was aber vorübergehend zu seiner Abwechslung dient. Mit anderen Worten, Pinkeln kann für einen Rüden auch Zeitvertreib bedeuten. Lange steht er dann da (besser: er pinkelt), trotzdem, dass da nicht so viel herauskommt, wie es eigentlich zu erwarten wäre. Er steht natürlich auf drei Beinen, denn ein stolzer Rüde, wie er, hält was auf sich, wenn er eins der Beine möglichst beeindruckend hoch ansetzt. Dabei kann es passieren, dass das vierte Bein, kraft der dafür abgetrotzten Zeit, anfängt zu zittern und Bauschan hüpfen muss, um sein Gleichgewicht zu halten. Dann steht er wieder auf allen Vieren und ist nicht besser dran, als vorher. Stumpf schaut er nach oben in die Gruppe der Eschenbäume, durch die zwitschernd zwei Vögel huschen, sieht den Gefiederten nach, wie sie pfeilschnell davon streichen und wendet sich schließlich ab, indem er über so viel kindliche Leichtlebigkeit die Achseln zu zucken scheint.

Er reckt und streckt sich, als wollte er sich auseinanderreißen und dann zerlegt er, der Ausführlichkeit halber, das Unternehmen in zwei Abteilungen: Er dehnt zuerst die vorderen Gliedmaßen, wobei er sein Hinterteil in die Luft erhebt und dann dasselbe,

mit weit ausgestreckten Hinterbeinen. Beide Male reißt er in viehischem Gähnen seinen Rachen so weit auf, dass man denkt, er sei ein Rhinoceros. Dann ist das auch erledigt, diese Handlung ließ sich nicht weiter ausschmücken und man hat sich eben nach allen Regeln der Kunst gestreckt, so kann man es vorläufig auch nicht wieder tun. Bauschan steht also und blickt traurig vor sich auf den Boden. Dann beginnt er, sich langsam und suchend um seine eigene Achse zu drehen, als habe er vor, sich hinzulegen und, als wenn er noch nicht genau wisse, wie. Dann entschließt er sich aber anders und geht träge in die Mitte der Gartenwiese, wo er sich dann mit einer plötzlichen, fast wilden Bewegung auf den Rücken wirft, um diesen in lebhaftem Herumwälzen auf dem gemähten Grasboden zu scheuern und abzukühlen. Das muss offenbar mit starkem Wohlgefühl verbunden sein, denn er zieht, wie bei einem Krampf, seine Pfoten an, indem er sich weiter wälzt und beißt, im Taumel des Übermuts und der Zufriedenheit, nach allen Seiten in die Luft. Ja, umso leidenschaftlicher kostet er dieses Lustgefühl bis zum Ende aus, als er weiß, dass es zu Ende ist, dass man sich nicht länger, als zehn Sekunden auf diese Art wälzen kann und dass nicht die Müdigkeit darauf folgt, die man sich durch diese fröhliche Anstrengung herbeiholen will. Es folgt nur eine Ernüchterung und doppelte Langeweile, mit der man den Rausch, die betäubende Ausschweifung bezahlen muss.

Er liegt einen Augenblick mit verdrehten Augen und wie tot auf der Seite. Dann steht er schon wieder

auf, um sich zu schütteln. Er schüttelt sich, wie es nur Hunde können, ohne sich dabei, wie wir vielleicht, eine Gehirnerschütterung zuzuziehen, schüttelt sich, dass es klatscht und klappert, dass ihm seine Ohren um die Kinnbacken schlagen und die Lefzen um die weiß schimmernden Eckzähnen fliegen. Und dann? Dann steht er regungslos da, in starker Weltverlorenheit auf dem Boden und weiß endgültig nicht mehr das Geringste mit sich anzufangen. Unter diesen Umständen greift er zu etwas ganz Außergewöhnlichem. Er steigt auf die Terrasse, kommt an die Glastür und, mit zurückgelegten Ohren und einer wahren Bettlermiene, hebt er zögernd die eine Vorderpfote und kratzt an der Tür, nur einmal und ganz sachte, aber diese sanft und zaghaft erhobene Pfote, dieses zarte und einmalige Kratzen, zu dem er sich entschloss, da er sich anders nicht mehr zu helfen wusste, ergreifen mich sehr und ich stehe auf, um ihm die Tür aufzumachen, um ihn mit hereinzulassen, obwohl ich doch weiß, dass das zu nichts Gutem führen kann. Denn sofort fängt er an zu springen und herumzutanzten, im Sinne der Aufforderung zu männlichen Unternehmungen, er schiebt dabei den Teppich in hundert Falten, bringt das Zimmer in Durcheinander und um meine Ruhe ist es geschehen.

Aber nun urteile man doch, ob es mir leicht fallen würde, mit der Tram davonzufahren, nachdem ich gesehen habe, dass Bauschan so lange warten musste und ihn als trauriges Pünktchen in der Landschaft, tief unten in der Pappelallee, sitzen zu lassen! Im Sommer, bei lang anhaltendem Tageslicht,

ist das Unglück schließlich noch nicht so groß, denn dann besteht eine gute Aussicht, dass wenigstens noch mein Abendspaziergang ins Freie führt, so dass Bauschan, wenn auch nach harter Wartezeit, doch noch auf seine Kosten kommt, und einiges an Jagdglück vorausgesetzt, endlich einmal einen Hasen hetzen kann. ^[21]

Im Winter aber, ist alles zu Ende für diesen Tag, wenn ich mittags wegfahre, muss Bauschan vierundzwanzig Stunden lang jede Hoffnung aufgeben. Denn dann ist um die Zeit, wenn ich einen zweiten Ausgang mache, schon lange die Nacht angebrochen und die Jagdgründe liegen in unzugänglicher Dunkelheit, ich muss dann in künstlich beleuchtete Gegenden laufen und das ist nichts für Bauschans Natur und sein schlichtes Gemüt. Anfangs kam er mir zwar hinterher, verzichtete aber bald darauf und blieb zu Hause. Nicht nur, dass ihm die Freiheit fehlte, im Hellen herumzutollen, das Zweilicht machte ihn schreckhaft, er hatte Angst vor Mensch und Strauch, die Pelerine ^[22] eines Polizisten ließ ihn aufheulend zur Seite springen und als er, mit dem Mut des Entsetzens, den ebenfalls zu Tode erschreckten Beamten anfuhr, richtete dieser, wegen des erlittenen Schocks, eine Tirade derber und drohener Schimpfattacken an mich und Bauschan, und was an Unannehmlichkeiten noch alles hinzu kam,

^[21] Wir lernen hier, dass der Spaziergang, den Mann mit Bauschan macht, weder regelmäßig, noch voraussehbar ist. Wir wissen heute, zumindest die Hundehalter:innen unter uns, dass es unbedingt erforderlich ist, wenn man artgerecht vorgehen will, regelmäßig mindestens zwei ausgedehnte Spaziergänge pro Tag zu unternehmen.]

^[22] Schulterumhang, der über dem Mantel getragen wird.]

die uns beiden widerfahren, wenn er mich bei Nacht und Nebel begleitete! Bezüglich des Polizisten will ich noch hinzufügen, dass es drei Arten von Menschen sind, die Bauschan auf den Tod nicht ausstehen kann, das sind Schutzleute, Mönche und Schornsteinfeger! ^[23] Diese drei kann er nicht leiden und fällt sie immer mit wütendem Gebell an, wenn sie am Haus vorbei gehen oder wo und wann auch immer sie ihm sonst begegnen.

Nun aber haben wir jetzt Winter, wo die Welt unserer Freiheit und Tugend am dreistesten zusetzt, uns ein gleichmäßig gesammeltes Dasein, eines von Zurückgezogenheit und der stillen Vertiefung am wenigsten gönnt und so zieht mich die Stadt nur oft genug noch ein zweites Mal, auch abends noch, in ihren Bann, die Gesellschaft macht ihre Rechte geltend und erst sehr spät, gegen Mitternacht, setzt mich die letzte Tram draußen, vor den Toren der Welt, an der vorletzten Haltestelle ihrer Linie ab oder ich komme sogar noch später, wenn sich schon längst keine Fahrgelegenheit mehr bietet, zu Fuß nach Hause, zerstreut, weinselig, rauchend, jenseits der natürlichen Müdigkeitsgrenze und von unberechtigter Sorglosigkeit in allen Belangen. ^[24]

Dann geschieht es, dass mir mein Zuhause, mein eigentliches stilles Leben entgegenkommt, mich nicht nur mit Vorwürfen und Empfindlichkeiten, sondern mit größter Freude begrüßt und willkommen

^[23] Eine schöne Allegorie auf den Staat, die Kirche und das einfache Volk.]

^[24] Was macht ein bürgerlicher, feiner Herr denn nachts in der Stadt? Lebte Thomas Mann dort seine heimlichen Liebschaften aus oder begab sich auf die Suche danach?]

heißt und mich bei mir selbst wieder einführt, und zwar in Bauschans Gestalt. In völliger Dunkelheit, beim Rauschen des Flusses, biege ich in die Pappelallee ein und nach ein paar Schritten fühle ich mich lautlos umtanzt und umfuchelt, ich wusste anfangs minutenlang nicht, wie mir da überhaupt geschah.

„Bauschan?“,

fragte ich ins Dunkle hinein ... Da verstärkt sich das Tanzen und Fucheln aufs Stärkste, es artet aus ins Derwisch- und Berserkerhafte, bei dauernder Lautlosigkeit. In dem Augenblick, als ich stehen bleibe, habe ich die ehrlichen, wenn auch nassen und schmutzigen Pfoten auf dem Brustaufschlag meines Mantels und es schnappt und schlappt vor meinem Gesicht, so dass ich mich zurückbeugen muss, während ich das magere, vom Schnee oder Regen ebenfalls nasse Schulterblatt klopfe ... Ja, er hat mich von der Tram abgeholt, der Gute, sehr wohl auf dem Laufenden über mein Tun und Lassen, wie immer hat er sich aufgemacht, als es ihm an der Zeit erschien und mich an der Haltestelle erwartet. Er hat vielleicht sehr lange gewartet, in Schnee und Regen und seine Freude über mein endliches Eintreffen kennt es nicht, nachtragend zu sein, wegen meiner grausamen Treulosigkeit und das, obwohl ich ihn heute völlig vernachlässigt habe und all sein Hoffen und Ausharren vergeblich war. Ich lobe ihn sehr, während ich ihn tätschele und während wir zusammen nach Hause gehen. Ich sage zu ihm, dass er das alles toll macht und gebe verbindliche Ver-

sprechungen ab, in Bezug auf den morgigen Tag, sichere ihm zu (das heißt, nicht nur ihm, sondern auch mir selbst), dass wir morgen Mittag, bestimmt und bei jeder Witterung, auf die Jagd miteinander gehen werden und wegen solcher Vorsätze, verschwindet meine Laune, die Welt zu erkunden,

Ernst und Nüchternheit kehren in mein Gemüt zurück und mit der Vorstellung der Jagdgründe und ihrer Einsamkeit, verbindet sich der Gedanke an höhere, geheime und wunderbare Verpflichtungen ...

Aber ich will weitere Einzeleigenschaften von Bauschans Charakterbild erwähnen, so, dass sie den willigen Leser:innen in höchst vitaler Lebendigkeit vor Augen treten sollen. Vielleicht gehe ich am geschicktesten dabei vor, indem ich das des verstorbenen Percy zum Vergleich heranziehe; denn ein ausgeprägterer Gegensatz, als der zwischen diesen beiden Naturen, ist innerhalb ein- und derselben Gattung kaum vorstellbar. Als grundlegend ist festzuhalten, das Bauschan sich vollkommener geistiger Gesundheit erfreut, während Percy, wie ich schon erwähnt hatte und wie es bei adligen Hunden nicht selten vorkommt, Zeit seines Lebens ein Idiot war, verrückt, eben ein Muster überzüchteter Unmöglichkeit. Es ist davon schon früher, in größerem Zusammenhang, die Rede davon gewesen. Hier wird nur Bauschans volkstümlich schlichter Sinn gegenübergestellt, in dem es sich so äußert, dass zum Beispiel bei Ausgängen oder Begrüßungen, wo sich denn die Zeichen seiner Gemütsbewegung durchaus im Bereich des Normalen und einer gesunden

Herrlichkeit bewegen, ohne je die Grenzen von Hysterie auch nur zu streifen, die aber Percys Verhalten, bei jeder Gelegenheit, in oft empörender Weise überschritt. Dennoch wird hiermit nicht der ganze Gegensatz zwischen den beiden Geschöpfen aufgezeigt; in Wahrheit ist er verwickelter und gemischter.

Bauschan ist zwar derb, wie das Volk ^[25], aber auch wehleidig wie dasselbe; während sein adliger Vorgänger mit mehr Zartheit und Leidensfähigkeit eine unvergleichlich festere und stolzere Seele verband und, trotz aller Verrücktheit, dem Bäuerlein bei Weitem in punkto Selbstbeherrschung den Rang ablief. Nicht im Sinne einer aristokratischen Lehrmeinung, sondern und ich hebe, einzig und allein der Lebenswahrheit zu Ehren, diese Mischung der Gegensätze von grob und weichlich, zart und standhaft hervor.

Bauschan zum Beispiel ist ganz der „Mann“, auch in den kältesten Winternächten im Freien, das heißt, er verbringt seine Nacht auf dem Stroh und hinter den Ruffenvorhängen seiner Hütte. Eine Blasen-schwäche hindert ihn, sich sieben Stunden ununterbrochen in einem geschlossenen Raum aufzuhalten, ohne sich „gehen“ zu lassen und so musste man sich entschließen, ihn auch bei ungemütlicher Jahreszeit auszusperrern, in festem Vertrauen auf seine robuste Gesundheit. ^[26] Denn kaum, dass er

^[25] Eine ganz „schön“ elitär-faschistoide Einstellung zum „einfachen“ Volk. Herr Thomas Mann wirkt hier eingebildet und von oben herab!]

^[26] Das Aussperrern in den kalten Garten und das im Winter, ist bei einer Blasen-schwäche allerdings recht kontraproduktiv.

mir einmal, nach besonders eisiger Nebelnacht, nicht nur mit märchenhaft schneebedecktem Schnurr- und Knebelbart, sondern auch ein wenig erkältet, mit dem einsilbig-stoßhaften Husten der Hunde entgegenkommt, nach wenig Stunden schon hat er die Reizbarkeit überwunden und trägt keinen Schaden davon. Wer hätte sich wohl getraut, den seidenhaarigen Percy dem kalten Griff einer solchen Nacht auszusetzen? Andererseits befällt Bauschan eine Angst vor allem, auch dem geringsten Schmerz und antwortet auf ihn mit einer Erbärmlichkeit, die Widerwillen verursachen müsste, wenn sie einen eben nicht durch ihre naive „Volkstümlichkeit“^[27] entwaffnen und Heiterkeit auslösen würde. Jeden Augenblick, während er im Unterholz auf die Pirsch geht, höre ich ihn laut aufquieken, weil er sich einen Dorn eines herabfallenden Zweigs eingefangen hat. Wenn er sich z.B., beim Sprung über ein Gitter, ein wenig am Bauch verletzt oder die Pfote verstaucht hat, gibt das ein Heldengeschrei wie aus der Antike, ein Herbeihumpeln beim Herankommen, ein fassungsloses Weinen und Wehklagen, je durchdringender übrigens, je Mitleid erregender man ihm zuredet und alles das, obwohl er nach einer Viertelstunde wieder rennen und springen wird, wie vorher schon. Das war anders bei Perceval (Percys Name in seiner Urform). Der biss die Zähne zusammen.

[²⁷ Mit diesem Begriff ist eine Schlichtheit und auch eine Form von Dummheit gemeint.]

[Der nächste Abschnitt erzählt von Gewalt gegen Hunde. Dieser Passus könnte für die Lesenden belastend und abstoßend sein. Deshalb wird an dieser Stelle ausdrücklich gewarnt. Die Schrift ist hierzu farblich gekennzeichnet und der Abschnitt kann übersprungen werden.]

Er fürchtete die Lederpeitsche, wie Bauschan auch und leider bekam er sie öfters zu spüren, als er. ^[28] Erstens war ich damals jünger und hitzköpfiger in Percevals Lebenszeit, als heute, und außerdem nahm seine Kopflosigkeit nicht selten ein frevelhaftes und bösertiges Verhalten an, das geradewegs nach einer Züchtigung schrie und dazu anregte. Wenn ich denn also, zum Äußersten gebracht, die Karbatsche ^[29] vom Nagel nahm, verkroch er sich, zusammengeduckt unter dem Tisch und der Bank, aber es kam kein Laut über seine Lippen, wenn der Schlag und ein weiterer heruntersauste, höchstens ein ernstes Stöhnen, falls es ihn allzu schlimm getroffen hatte.

Währenddessen quiekt und schreit Herr Bauschan, regelrecht feige, wenn ich nur den Arm hebe.

^[28] Interessant ist hier, dass es damals offenbar „normal“ war, Hunde mit einer „Lederpeitsche“ zu züchtigen. Als Lesender/ Lesende ist man heute regelrecht entsetzt.]

^[29] Ein Lederriemen oder aus Hanfseilen geflochtene Peitsche, mit einem kurzen Handgriff aus Holz.]

Kurz gesagt, er hat keine Ehre und Strenge gegen sich selbst. Übrigens, verhält er sich meist so, dass es gar keinen Grund für eine Bestrafung gibt, zudem ich es längst verlernt habe, Leistungen von ihm zu verlangen, die seiner Natur widersprechen und deren Abforderung zu einem Zusammenstoß zwischen uns führen könnte.

Kunststücke, zum Beispiel, verlange ich gar nicht von ihm, es wäre total umsonst! Er ist kein Gelehrter, kein Marktwunder, kein Narr wie ein Pudel oder ein Diener. Er ist ein vitaler Jagdbursche und auch kein Professor. Ich betone, dass er ein toller Springer ist. Wenn es darauf ankommt, nimmt er gerne jedes Hindernis, ist es zu hoch, um im freien Sprung bewältigt werden zu können, springt er es an und versucht, hinauf zu klettern und lässt sich auf der anderen Seite wieder hinunterfallen, auf jeden Fall, nimmt er die Herausforderung an. Aber das Hindernis muss ein reales Hindernis sein, das heißt eins, unter dem man nicht durchlaufen oder durchschlüpfen kann, sonst würde Bauschan es als verrückt empfinden, darüber zu springen. Eine Mauer, ein Graben, ein Gitter, ein lückenloser Zaun, das sind genau solche Hindernisse. Eine quer liegende Stange, ein vorgehaltener Stock, das ist nicht so etwas und ergo kann man nicht darüber springen, ohne mit sich selbst und den Dingen in verrückten Widerspruch zu geraten. Bauschan weigert sich, dies zu tun. ich versuche, ihn zum Sprung über ein solches unwirkliches Hindernis zu bewegen, in deiner Wut wird dir schließlich nichts übrig bleiben, als ihn am Kragen zu packen und den laut quiekenden

hinüber zu werfen, worauf er dann ein Gesicht aufsetzt, als sei hiermit das Ziel deiner Wünsche erfüllt und das Ergebnis mit Tanzerei und begeistertem Bellen feiert. Schmeichle ihn, prügeln ihn, hier herrscht ein Widerstand der Vernunft gegenüber dem reinen Kunststück, den du auf keine Art und Weise brechen wirst. Er ist nicht unwillig, die Zufriedenheit seines Herrn ist ihm wichtig, er springt über eine geschlossene Hecke, auf meinen Wunsch oder Befehl, nicht nur aus eigenem Antrieb und holt sich freudig das Lob und den Dank dazu. Er springt nicht über eine Stange, einen Stock, sondern läuft darunter her und schlägt man ihn tot. ^[30]

Hundertfach bittet er um Vergebung, um Nachsicht, um Schonung, denn er fürchtet ja den Schmerz, fürchtet ihn bis zur Memmenhaftigkeit, aber keine Furcht und kein Schmerz können ihn zu einer Leistung zwingen, die in körperlicher Hinsicht nur ein Kinderspiel für ihn wäre, zu dem ihm aber offenbar die seelische Fähigkeit fehlt. Sie von ihm zu fordern, bedeutet nicht, ihn vor die Frage zu stellen, ob er springen wird oder nicht, diese Frage ist im Voraus entschieden und der Befehl bedeutet ohne Weiteres Prügel, wenn er nicht umgesetzt wird. Denn das Unverständliche und das wegen dieser Unverständlichkeit Unangebrachte von ihm zu fordern, heißt in seinen Augen nur einen Vorwand für Streit, Störung unserer Freundschaft und Prügel zu

^J³⁰ Wieder finden sich hier mehrere Hinweise auf die Anmutung von zumindest Gewaltgedanken, auch wenn es sich nur um spielerische Aufgaben dreht, die vermeintlich nicht erfüllt werden. Ein typisches Verhalten bei Menschen, die ihre Machtposition, die mit eigenem Selbstwertmangel einhergeht, an wehrlosen Tieren oder auch Menschen auslassen.]

bekommen und ist selbst schon der Anfang all dessen. Dies ist Bauschans Auffassung, soviel wie es es sehe und ich bezweifle, ob man hier von Verstocktheit sprechen kann. Diese Verstocktheit müsste in jedem Fall gebrochen werden, seinen Widerstand aber gegen den Befehl, das geforderte Kunststück auszuführen, würde er mit seinem Tod besiegeln.^[31]

^[31] Siehe den folgenden Exkurs, der Aufschluss darüber gibt, wie dramatisch diese Äußerungen in der heutigen Beurteilung sind!

b. Exkurs: Gewalt an Tieren.

An dieser Stelle müssen wir einhaken, hier wird es äußerst unangenehm, weiter zu lesen. Gewalt ist bereits das Eine, was wir verabscheuen, die Androhung von Tötung ist das erschwerende andere. Hier scheint Thomas Mann drastische Mittel bei der Hinderziehung zu propagieren und wieder einmal, bereits wie in seinen Tagebüchern, schreibt er offen darüber, offenbar ohne ein Unrechtsbewusstsein zu haben.

Genau diese Feststellung ist entscheidend und das eigentlich Tragische! Die Androhung, ein gegenüber dem Menschen, seinen Rudelführer, wehrloses Tier mit Gewalt und sogar dem Tod zu drohen, grenzt an eine höchst kriminelle Gewalteinrichtung, die man von Thomas Mann nicht erwarten würde. Aber wie ich bereits in meinem Buch:

„Thomas Manns Homosexualität und „Knabenliebe“, am Beispiel der Novelle „Der Freitod in Venedig“

veröffentlicht habe, war Mann, eines Tages, seinem dreizehnjährigen Sohn Klaus gegenüber, sexuell übergriffig, was wir heute per se als sexuelle Gewalt einstufen.

Warum dies so war, müssen Psychologen oder Psychiater beurteilen, aber es muss in seiner ureigenen Situation als nicht offen lebender Schwuler begründet liegen. Wir wollen uns an dieser Stelle

nicht weiter dazu äußern, da dies hier den Rahmen sprengen würde, aber ein vorletzter Satz hierzu:

Gewalt gegen jedwede Lebewesen, ob physischer oder psychischer Provenienz, ist absolut verwerflich und abzulehnen. Punkt.

Ein Beispiel:

*„Studien zeigen einen deutlichen Zusammenhang zwischen **Gewalt gegen Frauen und Misshandlungen von Haustieren**. In einer Erhebung unter Bewohnerinnen von Frauenhäusern gaben über **85 %** an, dass ihre Haustiere bedroht, verletzt oder getötet wurden – oft als Mittel zur Einschüchterung oder Kontrolle durch den Täter.*

Auch als „Erziehungsmethoden“ getarnte Gewalt zählt dazu: das Schlagen eines Hundes, das Packen am Nacken oder das Reindrücken der Nase in Kot und Urin, sind veraltete, unwirksame und tier-schutzwidrige Praktiken.“

Tierhilfe Fünfseenland e.V.

Westermühlstraße 10

80469 München

www.tierhilfe-fuenfseenland.com/2025/04/23/haeusliche-gewalt-an-tieren/

Ende Exkurs.

Merkwürdige Seele! Wir sind so eng befreundet und doch so fremd, so voneinander unterschiedlich in gewissen Belangen, dass sich unser Wort als unfähig erweist, ihrer Logik gerecht zu werden. Welchen Grund gibt es, zum Beispiel, für die furchtbaren, für Beteiligte, wie Zuschauende entnervenden Umständlichkeiten, unter denen sich das Zusammentreffen, das Bekanntmachen oder auch nur voneinander Kenntnisnehmen der Hunde vollzieht? Hundertmal machten mich meine Streifzüge mit Bauschan zum Zeugen eines solchen Zusammentreffens, ich drücke es besser aus: sie zwangen mich, beklommener Zeuge davon zu werden und jedes Mal, für die Dauer einer Szenerie, wurde sein sonst vertrautes Benehmen undurchsichtig für mich, ich fand es unmöglich, in diese Empfindungen, Gesetzmäßigkeiten, Rudelsitten, die diesem Benehmen zugrunde liegen, mit Wohlwollen eingestellt, durchzublicken. Tatsächlich gehört die Begegnung zweier einander fremder Hunde im Freien zu den peinlichsten, spannendsten und fatalsten aller denkbaren Vorgänge. Sie wirken wie von einem bösen Geist und von Sonderlichkeit geprägt. Eine Gebundenheit herrscht da vor, für die es konkrete Bezeichnungen gar nicht gibt. Sie kommen einfach nicht aneinander vorbei, es ist eine schreckliche Verlegenheitssituation.

Ich rede kaum von dem Fall, dass sich der eine Hund auf seinem Anwesen verkriecht, hinter Zaun und Hecke, auch dann ist nicht zu begreifen, wie den beiden zumute wird, aber die Angelegenheit ist vergleichsweise weniger brenzlich. Sie wittern ein-

ander von Weitem und Bauschan kommt plötzlich, als wenn er Schutz sucht, in meine Nähe, indem er kurz winselt, wie von einer unbestimmten, mit keinem menschlichen Wort des Schmerzes und der Bedrängnis darstellbar, während der Fremde, Eingesperrte ein wütendes Bellen abgibt. Das hat den vortäuschenden Charakter einer starken und energischen Wachsamkeitsmeldung, die zwischendurch aber, direkt in Töne umschlägt, die denen von Bauschan gleichen, sehnsüchtiges weinerliches, eifersüchtiges Winseln also, das von Not zeugt.

Wir nähern uns diesem Ort und kommen weiter heran. Der fremde Hund hat uns bereits hinter seinem Zaun erwartet, er steht dort und schimpft, beschwert sich über seine Ohnmacht, springt wild den Zaun hoch und zeigt einen bösen Gesichtsausdruck einer Drohgebärde, wie ernst das alles tatsächlich ist, bleibt unklar. Er verhält sich, als würde er Bauschan in Stücke reißen wollen, wenn er nur an ihn herankäme.

Trotzdem geht Bauschan, der ja an meiner Seite bleiben und einfach vorbei laufen könnte, an den Zaun. Er muss es einfach und täte es auch dann, wenn ich ihn daran hindern würde. Sein Wegbleiben würde genetische Programmierungen verletzen, weit tiefer und grundlegender angelegt, als mein Verbot. Er läuft also hin, aber vor allem mit zunächst demütiger und ruhiger Miene und vollzieht die Unterwerfungspose, weil er weiß, es entsteht dadurch eine gewisse Beruhigung und ein vorübergehendes Angebot von Versöhnung des anderen.

Solange nämlich der Kontrahent das Gleiche tut, wenn auch mit leisem Gewinsel und weinerlichem Geräusch, geschieht dies auch. Dann aber beginnen beide eine wilde Scheinjagd am Zaun entlang, der eine auf der vorderen, der andere auf der anderen Seite des Zauns, stumm und selbstbewusst nebeneinander. Sie drehen am Ende des Anwesens um und rasen zur anderen Seite zurück, drehen dann wieder um und rasen noch einmal. Plötzlich aber, in der Mitte, bleiben sie wie angewurzelt stehen, nicht mehr seitlich am Zaun, sondern senkrecht zu ihm und halten, durch seine Maschen hindurch, ihre Nasen aneinander; sie beschnuppern sich. So stehen sie eine ganze Weile, um dann ihren sonderbaren und ergebnislosen Wettlauf, Schulter an Schulter, an beiden Seiten des Zauns wieder aufzunehmen.

Schließlich macht meiner von seiner Freiheit vor dem Zaun Gebrauch und läuft weg. Das ist ein schlimmer Moment für den Eingesperreten! Es kann es nicht ausstehen, er wertet dies als einen Verrat, dass der andere sich einfallen lässt, einfach fortzulaufen. Er tobt, geifert, gebärdet sich wie rasend vor Wut, rast alleine durch seinen Garten, versucht, über den Zaun zu springen, um den Treulosen zu erwischen, und schickt ihm lautes Gebell hinterher. Bauschan hört das alles sehr wohl und ist offenbar peinlich berührt, wie er seine stille und betretene Miene bekundet, aber er sieht sich nicht um und trollt sich leise weiter, während hinter uns das grässliche Fluchen des anderen allmählich wieder in Winseln übergeht und dann langsam aufhört.

So spielt sich der Auftritt beiläufig ab, wenn sich der eine Hund in Gewahrsam, hinter einem Zaun, befindet. Nur das Unangenehme erreicht seinen Höhepunkt, wenn ein solches Zusammentreffen unter gleichen Bedingungen erfolgt und beide frei herumlaufen. Dies kann sich als sehr unangenehm herauskristallisieren, es ist die bedrückendste, verhänglichste und kritischste Sache der Welt.

Bauschan, der eben noch sorglos umhersprang, kommt zu mir, drängt sich förmlich in meine Nähe, mit dem üblichen, aus tiefster Seele kommenden Junkern und Winseln, von dem man nicht wissen kann, in welcher Gemütsverfassung Bauschan ist. Ich erkenne ihn aber sofort, diesen Zustand, bei dem ich schnell darauf schließen kann, dass sich ein fremder Hund nähert. Ich muss stark nach diesem Ausschau halten, ja, es stimmt, da kommt einer und man sieht schon von Weitem an seinem zögerlichen und angespannten Verhalten, dass auch er Bauschan bereits im Visier hat. Meine eigene Befangenheit ist nicht kleiner, als die der beiden Kontrahenten, ich mag diese Zwischenfälle gar nicht.

„Geh’ weg!“

sage ich zu Bauschan,

„warum bist du wieder an mein Bein gekommen?! Könnt ihr das nicht unter euch ausmachen, etwas weiter weg?!“

Und ich versuche, ihn mit meinem Stock von mir weg zu scheuchen, denn, wenn es zu einer Beißerei kommt, was, ob ich den Grund nun einsehe oder nicht, durchaus nicht unwahrscheinlich ist, so wird sie genau an meinen Füßen stattfinden und ich werde die unerwünschteste Aufregung erleiden.

„Geh’ weg!“,

sage ich leise. Aber Bauschan geht nicht weg, fest und beklommen hält er sich dort, wo er hingeflüchtet ist, an meinem Bein auf und nur für einen Augenblick geht er seitwärts zu einem Baum, um das Opfer zu verrichten, während der Fremde dort hinten, wie ich sehe, das Gleiche tut. Nun ist man auf zwanzig Schritte aufeinander zugekommen, die Anspannung ist furchtbar! Der Fremde hat sich nun auf den Bauch gelegt, sich hingekauert, wie eine Tigerkatze, mit vorgestrecktem Kopf und in dieser Wegelagererposition, erwartet er Bauschans Herankommen, offenbar, um ihm im geeigneten Moment an die Kehle zu springen. Das geschieht jedoch nicht und Bauschan scheint es auch nicht zu erwarten, jedenfalls geht er, wenn auch schrecklich zögerlich und schweren Herzens, geradewegs auf den Laufenden zu, täte es dann auch und müsste es tun, wenn ich mich meinerseits von ihm abwendete, einen Seitenweg hineinginge und ihn mit allen Schwierigkeiten der Lage alleine ließe. So sehr ihn diese Begegnung fürchten lässt, an ein Ausweichen, Weglaufen ist nicht zu denken. Gebannt geht er hin, er ist quasi an den anderen gebunden, sie

sind beide auf eine heikle und düstere Weise aneinander gekettet und dürfen das nicht verleugnen.

Wir sind nun auf zwei Schritte herangekommen. Da steht der andere still auf, als hätte er nie die Miene eines Dschungeltigers angenommen und steht nun ebenfalls so da, wie Bauschan, begossen, wie ein Pudel, elendig und sehr verlegen, stehen sie sich gegenüber und kommen nicht aneinander vorbei. Sie möchten zwar, aber sie wenden ihre Köpfe ab, um dem anderen nicht in die Augen sehen zu müssen und ihn nicht zu provozieren. Sie schielen traurig beiseite, ein gemeinsames Schuldbewusstsein scheint sie beide zu quälen. So schieben und schleichen sie sich, angespannt und mit trauriger Behutsamkeit zueinander und nebeneinander, Seite an Seite und beschnüffeln gegenseitig das Geheimnis der Zeugung. Hierbei fangen sie beide an zu knurren und ich spreche Bauschan mit seinem Namen an und warne ihn, denn das ist der Augenblick, in dem sich entscheidet, ob es zu einer Beißerei kommen wird oder ob ich dieser Erschütterung gewachsen sein werde.

Die Beißerei ist plötzlich da, man weiß nicht wie und noch weniger warum, auf einmal sind beide nur noch ein Knäuel und rasendes Getümmel, aus dem die grässlichsten Rachenlaute reißender Bestien heraustönen. Dann muss ich mit dem Stock hineinwirken, um ein Unglück zu verhindern, vor allem eine Verletzung von Bauschan. Ich muss dann Bauschan am Halsband oder Nackenfell packen, um ihn mit dem freien Arm in die Luft hochzuheben, um ihn

aus dem Geschehen heraus zu zaubern. Dies alles, während der andere verbissen (manchmal im wahren Sinne des Wortes) an ihm heftet. Dies ist ein Schrecken, der noch den Rest des Tages an mir nagen wird.

Es kann aber auch passieren, dass das Ganze, nach all den Veranstaltungen beider Parteien, ausgeht, wie das Hornberger Schießen^[32] und still im Sand verläuft. Zwar fällt es schwer, dort wegzukommen, auch wenn sie sich nicht ineinander verbeißen, hängen beide doch zäh durch ein inneres Band aneinander. Schon scheinen sie am anderen vorbei zu sein, sie zögern nicht mehr Flanke an Flanke, wie am Anfang, sondern stehen nun fast schon in gerader Linie, der eine in die Richtung, der andere dorthin, sie sehen sich nicht, sie drehen auch nicht die Köpfe zurück, nur mit den Augen schielen sie hinter sich, soweit das geht. Aber, obwohl schon Platz zwischen ihnen besteht, hält doch das zähe, traurige Band und keiner weiß, ob der Augenblick schon gekommen ist, sich voneinander zu befreien. Es möchten wohl beide weg, nur wagt es keiner, aus irgendeiner Besorgnis wegen ihrer Gewissenbisse, loszulassen. Bis endlich der Bann gebrochen zu sein scheint, das Band zerreißt und Bauschan springt weg, erlöst, mit erleichterter Miene, als hätte er sein Leben zurückgeschenkt bekommen.

Ich erzähle von all diesen Dingen, um anzudeuten, wie wildfremd und sonderbar sich mir das Wesen

[³² Siehe Exkurs: „Das Hornberger Schießen“, hiernach.]

eines so nahen Freundes unter Umständen präsentiert. Es wird mir dann unheimlich und dunkle Wolken ziehen in meiner Seele auf, ich betrachte es Kopf schüttelnd und finde mich nur ahnungsweise damit zurecht. Sonst aber kenne ich Bauschans Inneres so gut, verstehe ihn mit so großer Sympathie ^[33] und all seine „Äußerungen“, seinen Gesichtsausdruck, mit all den feinen Nuancen, sein ganzes Verhalten.

Wie ich das alles kenne und um nur irgendein Beispiel dafür anzuführen, das gewisse, piepsende Gähnen, das Bauschan an sich hat, wenn ihn ein Spaziergang dadurch enttäuscht, dass er allzu kurz und, sportlich gesehen, nicht viel gebracht hatte! Wenn ich meinen Tag spät begonnen hatte und nur gerade vom Frühstückstisch eine Viertelstunde mit Bauschan hinausgegangen und gleich wieder umgekehrt bin, dann läuft er nur neben mir her und gähnt dabei. Es ist ein unverschämtes, unhöfliches, sperrangelweites, animalisches Gähnen, begleitet und angereichert von diesem piepsenden Kehllaut und von einem beleidigtem, gelangweilten Ausdruck.

»Einen schönen Herrn habe ich!«

würde er dieses Verhalten in Worte fassen, wenn er denn Worte hätte, und weiter:

[³³ Wenn ein Hundebesitzer/ eine Hundebesitzerin gegenüber dem Hund nur von „Sympathie“ spricht, anstatt von Liebe, deutet es darauf hin, dass die Bindung untereinander noch zu wünschen übrig lässt und mag einiges über die menschliche Seite der Beziehung aussagen.]

›Spät in der Nacht habe ich ihn von der Brücke abgeholt und nun sitzt er heute hinter seiner Glastüre und lässt mich auf meinen Spaziergang warten, dass ich vor Langeweile fast verende, wenn er aber endlich mit mir 'rausgeht, so tut er es, um schnell wieder umzukehren, bevor ich auch irgendein Häschen nur gerochen habe! Ah, ein schöner Herr! Kein richtiger Herr! Ein lumpiger Herr!

c. Exkurs. „Hornberger Schießen“

[..., Auslassung von Bild und Bildunterschrift]

Die Redewendung „Das geht aus wie das **Hornberger Schießen**“ wird gebraucht, wenn eine Angelegenheit mit großem Getöse angekündigt wird, aber dann nichts dabei herauskommt und sie ohne Ergebnis endet. Bei dem in der Redewendung genannten Ort handelt es sich möglicherweise um Hornberg im heutigen Baden Württemberg, wo es allerdings fünf weitere gibt.

Entstehung

Die Historiker sind sich darüber einig, dass die folgenden Begebenheiten und Erklärungsversuche der Redewendung nicht beweisbar sind, denn es gibt keinerlei Quellen für sie.

Statt einer klaren etymologischen Herleitung ranken sich – wie in anderen Fällen auch - beim *Hornberger Schießen* zahlreiche Legenden um die Redewendung, wobei die beiden nachstehenden in einschlägigen Werken als besonders verbreitet gelten. Sie entstanden so gut wie sicher als nachträglich erfundene Erklärungserzählungen nach dem Prinzip, welches die Erzählforschung Ätiologie nennt.

Herzogsbesuch

[..., Auslassung von Bild und Bildunterschrift]

In Hornberg habe sich anno 1564 der Herzog Christoph von Württemberg angesagt. Dieser sollte mit Salutschüssen und allen Ehren empfangen werden. Als alles bereit war, näherte sich aus der Ferne eine große Staubwolke. Alle jubelten und die Kanonen donnerten, was das Zeug hielt. Doch die Staubwolke entpuppte sich nur als eine Postkutsche.

Das Gleiche wiederholte sich, als ein Krämerkarren und noch etwas später eine Rinderherde auf die Stadt zukamen. Der Ausguck hatte jedes Mal falschen Alarm gegeben, und alles Pulver war verschossen, als der Herzog endlich kam. Einige Hornberger versuchten, durch Brüllen den Kanonendonner nachzuahmen. Manche Berichte taxieren den Herzogsbesuch auch auf das Ende des 17. Jahrhunderts. (...)

[...]

Angriff auf Hornberg

Der zweiten Version der Erklärung nach soll sich das Sprichwort auf ein Ereignis aus dem Jahr 1519 beziehen, als die Stadt von den benachbarten Villingern angegriffen wurde. Die Hornberger sollen in kurzer Zeit ihre Munition verschossen haben, so dass die Angreifer nur das Ende der Kanonade abwarten mussten, um anschließend Hornberg erobern zu können. Diese Erklärung geht zurück auf den Pfarrer Konrad Kaltenbach, der sie in den Nummern 3, 4 und 5 der *Heimatklänge aus alter und neuer Zeit*, einer Beilage zur *Freiburger*

Tagespost aus dem Jahr 1915, beschreibt und sich auf historische Quellen beruft (Villinger Chronik 1495 -1533). Dort findet sich der recht glaubwürdige Augenzeugenbericht, dass von rund hundert Schuss des schweren Geschützes der Hornberger nur zwei gefährlich waren und die anderen über den Berg hinweg gingen: (...)

„Und do es ward umb die finffe nachmittag, do fing der uff dem hindern schlos an zû schiesen under unssern huffen, das die escht ab den bomen sprutzten; doch schoss er nit über zwen schutz gefarlich, die andern ginen all über die berg hinuß, ob dye hundertt schutz. Also kam die bottschafft hinuß, die statt und das ain schloss hettend uffgeben.“

Bibliografische Angaben f. „Hornberger Schießen (Auszug)	
Seitentitel:	Hornberger Schießen
Herausgeber:	Wikipedia – Die freie Enzyklopädie
Autor(en):	Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	30. März 2025, 14:12 UTC
Versions-ID der Seite:	254686614
Permanentlink:	https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Hornberger_Schie%C3%9Fen&oldid=254686614
Datum des Abrufs:	23. September 2025, 03:55 UTC
Unterstreichungen:	Sind im Originaltext blau markiert, um Verlinkungen anzuzeigen. Diese Verlinkungen wurden ausgelassen.
Textinterne Fußnoten:	Werden ausgelassen und durch drei hochgestellte Punkte in runder Klammer als Auslassung gekennzeichnet: (...) Die sonst übliche eckige Klammer zur Kennzeichnung externer Veränderungen, wurde hier durch eine runde Klammer ersetzt, da sich im Originaltext bereits eckige Klammern befinden.

Ende Exkurs

Dies alles drückt sein Gähnen mit grober Deutlichkeit aus, so dass es unmöglich missverstanden werden kann. Auch sehe ich ein, dass er Recht hat damit und dass ich mich ihm gegenüber schuldig mache, und dann strecke ich die Hand aus, um ihm tröstlich die Schulter zu klopfen oder seinen Kopf zu streicheln! Aber er ist für solche Liebkosungen, unter diesen Umständen, nicht empfänglich, er nimmt sie einfach nicht an. Er gähnt noch einmal, womöglich noch unhöflicher, als zuvor und weicht vor meiner Hand zurück, obwohl er von Natur aus, im Unterschied zu Percy und in Übereinstimmung mit seiner volkstümlichen ^[34] Wehleidigkeit, ein großer Freund dieser Liebesbekundungen ist. Besonders schätzt er es, am Hals gekrault zu werden und hat eine drollige, energische Art, die Hand durch schubsende Kopfbewegungen an diese Stelle zu bugsieren. Dass er aber jetzt von Zärtlichkeiten nichts wissen will, hängt, außer mit seiner Enttäuschung, damit zusammen, dass er überhaupt im Zustand von Bewegung ist, d.h., wenn ich mich auch bewege, hat er dafür, in diesem Moment, keinen Sinn und kein Interesse. Er befindet sich dann in einer zu männlichen ^[35] Gemütsverfassung, um daran Gefallen zu finden, was sich aber dann sofort ändert, wenn ich mich hinsetze. Dann ist er für Freundlichkeiten von Herzen zu haben und seine Art, sie zu

[³⁴ Diese Bezeichnung deutet darauf hin, dass Mann seinen Hund als der gesellschaftlichen Gruppe des niederen „Volkes“ zugeordnet sieht, während er sich selbst als eher höher stehend, reich und dem Geldadel zugehörig fühlt (natürlich ist er, wenn man überhaupt solche Einstufungen bemühen wollte, eher großbürgerlich, aber das bereits, hebt ihn vom Volk ab).]

[³⁵ Hier wird Manns Machismus auf seinen Hund übertragen: Eine allzu menschliche Analogie, die einem Tier niemals gerecht wird.]

erwidern, ist von ungeschickt-schwärmerischer Zu-
dringlichkeit.

Wenn ich auf meinem Stuhl, in der Mauerecke mei-
nes Gartens oder draußen im Gras, den Rücken an
einen bevorzugten Baum lehne, in einem Buch lese,
unterbreche ich meine geistige Beschäftigung, um
etwas mit Bauschan zu reden und zu spielen. Was
ich denn mit ihm spreche? Meist nenne ich ihn beim
Namen, es ist der Laut, den er, unter allen anderen,
am meisten hört und der ihn auch am meisten an-
geht, eben weil er ihn selbst bezeichnet ^[36] und der
deswegen auf sein ganzes Wesen wie elektrisie-
rend wirkt. Ich stachele und befeuere damit sein
Ichgefühl, indem ich ihm, mit verschiedener Beto-
nung, versichere und zu bedenken gebe, dass er so
heißt, wie er heißt und auch so ist.

[³⁶ Diese Aussage klingt merkwürdig, sie klingt nach einer unverständlichen
Vermenschlichung.]

d. Exkurs. „Sprechen mit Hunden“.

In diesem Exkurs versuchen wir einmal herauszufinden, was ist da daran, an der These Manns, dass er mit seinem Hund rede und dieser verstehe, was er meint.

Ich bin seit 35 Jahren Hundebesitzer und arbeite seit fast 30 Jahren beruflich mit dieser einmaligen Spezies. Da unsere Hunde vom Wolf abstammen und sie sich seit der Domestizierung durch uns genetisch von ihnen abgespalten haben, ähnlich wie wir Menschen vom Affen, haben sie uns natürlich bereits in der Steinzeit zugehört. Welche Sprache das auch immer war, ist dabei nebensächlich. Denn die sprachliche Information geht bei uns Menschen immer einher mit Gestik, Mimik und situativem Zusammenhang. Das bedeutet, wenn ich mich in einer bestimmten Situation befinde, ähnlich der, von der z.B. Thomas Mann von einer Begegnung im Freien zwischen sich, seinem Hund und einem bis dato fremden Hund berichtet, spricht er dort unwillkürlich mit seinem oder auch sogar mit dem fremden Hund, um eine Auseinandersetzung zu unterbinden.

Dabei wird unser Satz bereits in einem bestimmten Kontext geäußert und nimmt die Korrelation zur Situation mit in die Information auf. Da der Hund ebenso wie wir, Intelligenz besitzt, wenn auch in reduzierter Quanti- und Qualität, so versteht er doch, was gesagt wird. Er hört, zusätzlich zum Wort, auch die gefühlte Reaktion, die ihm von den

Menschen zuströmt und versucht sie, aufgrund seiner Erfahrung, mit in die Information einzubeziehen.

Ein Beispiel:

Ich war vor vielen Jahren mit meiner recht wasser-scheuen Hündin Tina am Fluss Rhein zum Abkühlen, denn es waren 30 Grad draußen. Wir waren in einer größeren Hunde- und Menschengruppe dort und alle Hunde liefen sofort ins Wasser. Die einen badeten, die anderen tobten im Wasser herum, nur meine Tina blieb am Uferrand sitzen und beobachtete das Szenario. Sie beobachtete gerne und das tat sie oft. Sie saß dann einfach irgendwo am Rand und guckte.

Da es so heiß war, sprach ich sie, fast unwirsch, an und sagte zu ihr:

„Nun gehe doch wenigstens mal mit den Füßen ins Wasser!“

Sie stand auf und tat es.

Die anderen Menschen aus unserer Gruppe guckten mich voller Misstrauen an und einer sagte:

„Das kann nicht sein, das ist Zufall, sie hat das nicht verstanden! So etwas gibt es nicht!“

Ich selbst zweifelte an dem, was ich da erlebt hatte. Viele Jahre sagte ich diesen Satz immer wieder zu ihr (und viele andere Sätze) und jedes einzelne Mal,

machte sie das, worum ich sie gebeten hatte, sie ging mit den Füßen ins Wasser.

Dies ist nun kein Beweis, aber ein sehr sehr starkes Indiz, dass Tina jedes Wort verstand, was ich ihr in 17 Jahren ihres langen und schlaun Lebens gesagt hatte.

Nun gehen wir zurück zu Thomas Mann und Barschan. Ja, ich gebe zu, all das, was wir dort lesen, klingt komisch und unglaubwürdig. Aber es ist die reine Wahrheit. Hunde verstehen uns, vielleicht nicht jedes einzelne Wort, aber die Information dessen, was wir sagen wollen.

Und das ist ein Wunder oder besser, erstaunlicher Fakt.

Ende Exkurs.

Wenn ich all das eine Weile fortsetze, kann ich ihn dadurch in eine Art Begeisterungsphase und einen Identitätsrausch versetzen, so dass er anfängt, sich um sich selbst zu drehen und aus der stolzen Bedrängnis seiner Brustpartie laut und jubelnd in den Himmel zu bellen. Ein bisschen sieht es so aus, als heule ein Wolf, der seinen archaischen Kopf in die Höhe reckt. Manchmal „unterhalten“ wir uns, in dem ich ihm auf die Nase schlage und er nach meiner Hand schnappt, wie nach einer Fliege. Dies bringt uns beiden zum Lachen, ja, auch Bauschan kann lachen und das ist für mich, der ich ebenfalls lache, der wunderbarste und rührendste Anblick auf der Welt. Es ist ergreifend zu sehen, wie es, um seine Mundwinkel ^[37] herum, unter dem Reiz der gegenseitigen Neckereien, in seiner tierisch hageren Wange zuckt und ruckelt, wie in der schwarzfarbenen Miene der Kreatur ^[38] der physiognomische Ausdruck des menschlichen Lachens oder doch ein trüber unbeholfener und melancholischer Abklatsch davon aufscheint, wieder verschwindet, um den Merkmalen der Erschrockenheit und Verlegenheit

[³⁷ Das Mann hier das Wort benutzt, dass für menschliche Mundöffnungen steht, und es für das Maul seines Hund wählt, hat zwei gegensätzliche Aspekte: 1. Wenn Hundebesitzer:innen das Maul ihrer Haustiere mit einem menschlichen Substantiv bezeichnen, ist es meist ein Hinweis darauf, dass sie ihnen stark ans Herz gewachsen sind, dass sie sie als Familienmitglieder sehen und ihnen so nahe sind, dass der Unterschied zwischen Mensch und Hund in den Hintergrund rückt. 2. Die andere Variante ist jedoch die, dass die Hunde damit stark vermenschlicht werden und dadurch in eine Rolle gedrängt werden, die ihnen am Ende nicht mehr gut tut. Denn diese Hochsetzung auf dieselbe Stufe (Hund wird als Mensch behandelt) setzt den Hund unter Druck und diesem Druck ist er nicht gewachsen. Dies kann dazu führen, dass Hunde verhaltensauffällig werden können, weil sie damit überfordert sind, „den Mensch“ zu spielen. Sie „denken“ dann, sie müssten die Rudelführung übernehmen und scheitern an dieser „Challenge“, denn Hunde sind und bleiben Hund.

[³⁸ Siehe 5. Exkurs zum Thema: Kreatur.]

Platz zu machen und noch einmal zerrend hervorzutreten ...

Aber ich will hier abbrechen und mich nicht weiter in Einzelheiten verlieren. Ohnehin macht mir der Umfang Sorgen, den diese als klein geplante Beschreibung, ganz gegen mein eigenes Vorhaben, angenommen hat. Ich will meinen Helden nun kurz und bündig in seiner Pracht und seinem Element beschreiben und zwar in der Lebenssituation, wo er am meisten er selbst ist und die alle seine Talente am schönsten zeigt, nämlich auf der Jagd. Vorher muss ich aber die Lesenden mit den Schauplätzen dieser Freuden näher bekannt machen, unserem Jagdrevier, meiner Landschaft am Fluss. Sie hängt nämlich ganz nahe mit Bauschans Person ^[39] zusammen, denn sie ist mir auf eine ganz verwandte Art ans Herz gewachsen, sie ist mir sehr vertraut und bedeutend, wie Bauschan, was man denn auch folgerichtigerweise, auch ohne weiteren novellistischen Anlass, als Beweis zu ihrer Schilderung gelten lassen muss.

[³⁹ Hier bezeichnet Mann seinen Hund als Person; er ist aber ein Tier bzw. etwas genauer: ein Hund. Dies ist die bereits vorher festgestellte, unangemessene Vermenschlichung. Allerdings benutze ich sie selbst auch schon mal, zumindest ein Diminutiv dieses Ausdrucks, wenn ich meinen eigenen Hund (in diesem Fall ist es eine Hündin), ein „Persönchen“ nenne, um Dritten zu erklären, dass meine Lexi ganz schön selbstbewusst und selbstständig ist und sich entsprechend verhält: „Sie ist ein ganz schönes Persönchen!“]

e. Exkurs: Der Begriff „Kreatur“.

Im Text bezeichnet Mann an einer Stelle seinen Hund mit einem interessanten Begriff.

Eine „**Kreatur**“ bedeutet zum einen die vollkommen angemessene Zuordnung des Hundes als **Geschöpf**, das der Natur entspringt und damit zum Tierreich gehört. Gleichzeitig schwingt bei Manns Äußerung jedoch eine unemotionale Einordnung, in Bezug auf seine vom Menschen doch recht unterschiedliche Physiognomie hin. Das Wort Kreatur (was im Ursprung vor allem tatsächlich „Geschöpf“ bedeutet) hat jedoch auch negative Implikationen, im Sinne von „Bestie“, niederstehendes, minderwertiges Lebewesen.

„Kreatur“ ist ein wichtiges Wort an dieser Stelle, da es Thomas Manns grundsätzlich vorhandene und ihn bestimmende Ambivalenz verdeutlicht. Eines Teils liebt er seinen Hund als Begleiter und Freund, auf der anderen Seite scheinen immer wieder Gedanken auf, die eine gewisse Art von Distanz und abwertenden Gedanken zeigen. Diese Ambivalenz ist ein besonderes Merkmal von Manns Charakter, die wir immer wieder, sowohl im Privaten, als auch in seinem Werk, feststellen können. Er hält sich für etwas Besseres, er fühlt sich höher stehend, als andere, vor allem, als das einfache Volk.

Schauen wir uns an, was Wikipedia zum Begriff „Kreatur“ zusammenfasst:

„Eine **Kreatur** (über mittelhochdeutsch *creatūr[e]/-creatiur[e]* und altfranzösisch *creature* von lateinisch *creatura*, ‚Geschöpf‘, von *creare*, ‚schaffen‘, ‚erschaffen‘, ‚schöpfen‘) (...) ist eine andere Bezeichnung für die Schöpfung oder für ein **Geschöpf**.

Die Bezeichnung hat Ähnlichkeit mit Natur oder Lebewesen, die bereits da waren, jetzt existieren und auch dann noch da sein werden, bevor und nachdem wir längst vergangen sein werden. Der Begriff wird mit einem Schöpfergott verbunden, der mit allen Geschöpfen (aller Zeiten) in Wechselbeziehung steht.

Wo dieses theologische Begriffsmerkmal fehlt, kann der Sprachgebrauch des Begriffs *Kreatur* geeignet sein, außergewöhnliche (wirkliche und erdachte) Lebensformen zu bezeichnen oder eine Tendenz zur Abwertung enthalten.

Folgende konkrete Bedeutungen sind möglich:

1. In zahlreichen Bibelübersetzungen verwendete Benennung für die Schöpfung, besonders in Versen wie Jes 24,4-6 oder Röm 8,22 (siehe auch: ‚Neue Kreatur‘). Insbesondere sind damit alle auf der Erde existierenden Tiere und Pflanzen gemeint. [...]
2. Synonym für Geschöpf, also jedes Lebewesen (Mensch, Tier oder Pflanze), betrachtet unter dem Aspekt seiner Geschaffenheit, d.h. seiner Bezogenheit auf einen Schöpfergott

und, über diesen, seiner wechselseitigen Bezogenheit zu allen anderen Geschöpfen.

[...]

3. Eine generelle (nicht wertende) Bezeichnung für Wesen, genauer Fabelwesen, in Literatur (siehe zum Beispiel Fantasy), Sagen oder Erzählungen. Dies bezieht insbesondere vom Menschen erschaffene Wesen mit ein, wie zum Beispiel Frankensteins Monster oder den Homunkulus. Intelligent handelnde Wesen technischen Ursprungs, etwa Roboter oder selbst Androiden werden eher selten (neutral gemeint) als Kreaturen bezeichnet.
4. Abwertende Bezeichnung eines Wesens
 1. Beschimpfung oder Diskriminierung eines Menschen
 2. Abwertende Bezeichnung eines Tieres, beispielsweise aufgrund seines Aussehens (zum Beispiel Schlange, Krokodil)
 3. Klassifizierung oder Beschimpfung eines Fabelwesens als böse, zum Beispiel als Kreatur der Hölle“

Bibliografische Angaben f. „Kreatur“	
Seitentitel:	Kreatur
Herausgeber:	Wikipedia – Die freie Enzyklopädie
Autor(en):	Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte
Datum der letzten Bearbeitung:	29. August 2025, 20:00 UTC
Versions-ID der Seite:	248153333
Permanentlink:	https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Kreatur&oldid=248153333
Datum des Abrufs:	24. September 2025, 15:28 UTC
Unterstreichungen:	Sind im Originaltext blau markiert, um Verlinkungen anzuzeigen. Diese Verlinkungen wurden ausgelassen.
Textinterne Fußnoten:	Werden ausgelassen und durch drei hochgestellte Punkte in runder Klammer als Auslassung gekennzeichnet: (...) Die sonst übliche eckige Klammer zur Kennzeichnung externer Veränderungen, wurde hier durch eine runde Klammer ersetzt, da sich im Originaltext bereits eckige Klammern befinden.

Ende Exkurs

6. Das Revier.



Abb. 5

In den Gärten unserer kleinen, weiträumig angelegten Wohnkolonie, zeichnen sich alte, die Dächer übersteigende Baumriesen überall scharf gegen die zarten Neuanpflanzungen ab und geben sich als Originalwuchs und „Ureinwohner“ dieser Gegend unzweideutig zu erkennen. Sie sind der Stolz und die Zierde dieser noch jungen Niederlassung. Man hat sie sorgfältig geschont und erhalten, sofern es irgendwie möglich war und wo es bei der Ausmes-

sung und Einfriedung der Grundstücke zu einem Konflikt mit einem von ihnen kam, das heißt konkret, wo so ein mit Moos bedeckter, silbriger Würdenstamm gerade auf der Demarkationslinie stand, wurde ein Zaun mit einer kleinen Ausbuchtung angelegt, um ihn mit in die Gärten einzubeziehen oder es wurde in den Beton einer Mauer eine gefällige Lücke eingelassen, in der der Alte nun hineinragt, halb auf privatem, halb auf öffentlichem Grund, die kahlen Äste mit Schnee belastet oder im Schmuck seines kleinblättrigen, spät sprießenden Laubs.

Denn es sind Exemplare der Esche, ein Baum, der die Feuchtigkeit unserer Auen sehr liebt und damit ist über die grundlegende Besonderheit unseres Landstrichs bereits Entscheidendes gesagt. Es ist noch nicht lange her, dass menschliche Expertise die Gegend urbar und siedlungsfähig gemacht hatte, anderthalb Jahrzehnte etwa, nicht mehr. Vorher befand sich hier eine Sumpflandschaft, was ein extremes Mückengebiet war, wo sich Weiden, Krüppelpappeln und ähnlich verkrümmtes Baumzeug in faul dahinvegetierenden Sumpfteichen spiegelte. Die Gegend ist nämlich ein Schwemmgebiet, einige Meter unter dem Bodenhorizont befindet sich eine undurchlässige Erdschicht. So war der Boden von je her morastig und, überall in seinen Vertiefungen, stand Wasser. Die Austrocknung geschah, indem man den Flussspiegel tiefer legte. Ich verstehe nichts von diesen genialen Dingen, aber im Wesentlichen lief es auf diese Kunstgriffe hinaus, durch die das Wasser, das nicht versickern konnte, nun dazu gebracht werden konnte, abzufließen. Gleich-

zeitig ergossen sich nun unterirdische Bäche in den Fluss, wodurch das Erdreich fester werden konnte, zumindest zum großen Teil.

Denn, wenn man die Örtlichkeit kennt, wie ich und Bauschan sie kennen, dann kennt man flussabwärts im Dickicht manche schilfartige Niederungen, die an ihren ursprünglichen Zustand erinnern, es sind verschwiegene Orte, wo heiße Sommertage deren feuchte Kühle nichts anhaben können und wo man an solchen Tagen gerne ein paar Minuten verweilt, auch um einmal frei atmen zu können.

Überhaupt aber, diese Gegend hat ihre kuriosen Eigenarten, beispielsweise unterscheidet sie sich, bereits auf den ersten Blick, von den Ufern der Bergwasserseen, wo sonst üblicherweise Nadelwälder und moosartige Wiesen vorherrschen. Sie hat ihre anfängliche Eigenart, auch seit sich das Grundstücksgeschäft ihrer bemächtigte, trotzdem ganz erhalten und überall, auch außerhalb der Gärten, hält ihre Ur- und Originalvegetation deutlich das Übergewicht gegenüber der eingeführten und nachgepflanzten Flora. Es kommt in den Alleen die Rosskastanie fort^[40], der rasch wachsende Ahorn, selbst Buchen und allerlei Ziersträucher, doch all das ist nicht urwüchsig, ebenso wie die walisische Pappel, die in ihrer sterilen Männlichkeit aufgereiht hervorragt. Ich erwähnte die Esche als einheimischen Baum, sie ist tatsächlich sehr stark verbreitet, man

[⁴⁰ Bei dieser Einlassung Bäume „kommen ... fort“, wird nicht eindeutig klar, ob sie „wegkommen“, im Sinne von Abholzung, um Platz für neue Bepflanzungen zu erhalten oder ob sie weiter stehen bleiben, also „fortbestehen“. Der Ausdruck „fortkommen“ ist hier ungeklärt.]

findet sie in allen Altersgruppen, als hundertjährige Riesen, wie auch als kleine Schösslinge, die massenweise, wie Unkraut, aus dem Kies heraussprießen. Sie ist es auch, die, zusammen mit der Silber- und Zitterpappel, der Birke und der Weide, als Baum und Gebüsch, der Landschaft ihr eigenes Gepräge verleiht. Das alles sind aber lauter kleinblättrige Bäume und Kleinblättrigkeit, die Zierlichkeit des Laubwerks, bei oft gigantischen Ausmaßen der Baumsubstanz, ist denn auch ein sofort auffallendes Merkmal der Gegend.

Eine Ausnahme bildet die Ulme, die vielfach ihr geräumiges, wie mit der Säge gezacktes und an der Oberfläche klebrig glänzendes Blatt der Sonne anbietet und es gibt dann noch eine riesige Menge von Schlinggewächsen, die überall im Gehölz die jüngeren Stämme umspinnen und wirr ihr Laub mit dem der Bäume vermischen. Die schlanke Figur der Erle kommt an tieferen Bodenstellen zu kleinen Hainen zusammen, die Linde ist jedoch bei uns sehr selten und die Eiche kommt gar nicht vor, ebenso, wie die Fichte. Doch stehen diese etwas weiter weg, den östlichen Hang hinauf, was die Grenze unseres Gebietes ist und wo, mit ganz anderer Bodenbeschaffenheit, ein anderer Pflanzenbewuchs, als der uns sonst gewohnte, anfängt. Schwarz ragen sie dort in den Himmel und blicken wie Wachleute in unsere Niederung hinunter.

Vom Hang bis zum Fluss hinunter, sind es nicht mehr als fünfhundert Meter. Ich bin es selbst abgescritten. Es mag durchaus sein, dass sich flussab-

wärts der Uferstreifen ein wenig fächerartig erweitert, groß ist die Abweichung aber überhaupt nicht und es bleibt merkwürdig, welche landschaftliche Abwechslung diese schmale Gegend anbietet, auch wenn man von dem beliebigen Spielraum, den sie der Länge nach, in Richtung des Flusslaufs bietet, so wenig Gebrauch macht, wie Bauschan und ich, die wir unsere Streifzüge nur selten über zwei Stunden hin ausdehnen, den Hin- und Rückweg zusammengerechnet. Die Vielfältigkeit der Ansichten aber und die Tatsache, dass man seine Spaziergänge ständig variieren kann, ist einzigartig und dadurch hat man viel Abwechslung und die Landschaft wird, trotz langer Vertrautheit, nicht langweilig. Man wird sich auch der Enge des Gebiets gar nicht bewusst, was daran liegt, dass es sich auf drei ganz verschiedene Regionen oder Zonen aufteilt, die man einzeln bewundern kann oder die man auf schrägen Querpfeilen, nach und nach, miteinander verbinden bzw. erkunden kann. Die Region des Flusses und seines unmittelbaren Ufers einerseits, die Gegend des Hanges auf der anderen Seite und die Waldregion in der Mitte bilden letztlich eine abwechslungsreiche Einheit.

Den größten Teil der Breite nimmt die Zone des Walds, des Parks, eines mit Weiden bewachsenen Ortes und des Ufergehölzes ein; ich denke deshalb über einen geeigneten Namen für das wunderliche Gelände nach, der es besser träge und anschaulicher machte, als das Wort „Wald“ und finde ein solches Wort dann doch nicht, was da genau passen würde. Von einem Wald im üblichen Wortsinn,

wie z.B. ein Saal mit Moos- und Streugrund und ungefähr gleich starken Baumsäulen, kann keinesfalls die Rede sein. Die Bäume unseres Reviers sind unterschiedlich alt und haben einen ebensolchen verschiedenen Umfang. Es gibt unter ihnen riesige Urväter aus der Gattung der Weiden und Pappeln, besonders entlang des Flusses, doch ebenso im Inneren des Waldes. Dann gibt es noch andere, die schon ausgewachsen sind, die etwa zehn oder fünfzehn Jahre alt sein mögen und zuletzt eine Legion dünner Stämmchen, wilde Baumschulen einer Natursaat aus jungen Eschen, Birken und Erlen, die aber nicht den Eindruck machen, als seien sie mager, auch deshalb, wie ich schon berichtete, weil sie alle von Schlingpflanzen dick umwickelt sind, die dadurch, im Ganzen, ein fast tropisch wucherndes Bild ergeben. Doch habe ich sie im Verdacht, dass sie das Wachstum ihrer Wirte, wie Symbionten, hemmen, denn in den Jahren, die ich hier lebe, meine ich nicht gesehen zu haben, dass viele dieser Stämmchen dicker geworden wären.

Es gibt wenige, nahe verwandte Arten von Bäumen. Die Erle stammt von der Familie der Birke ab, die Pappel ist letztlich nichts anderes, als eine Weide. Es ließe sich auch vermuten, dass alle dem Grundtypus dieser Letzten, der Weide, ähnlich sind. Die Forstleute wissen offenbar, dass sich die Art der Bäume oft an das Gepräge der örtlichen Umgebung angleicht und diese gewissermaßen nachahmt, vor allem in Bezug auf den jeweils vorherrschenden Lini- und Formengeschmack. Hier, in unserer Gegend, herrscht nun die fantastisch, fast hexenhaft

verwachsene Linienführung der Weide vor, dieser treuen Begleiterin und Anrainerin fließender, aber auch ruhender Gewässer, mit den wie krumme Finger wirkenden, weit ausholenden, besenartig zweigten Ästen und die anderen versuchen sichtbar, diese Gestaltung nachzuahmen.

Die Silberpappel krümmt sich förmlich nach ihrem Geschmack und von dieser ist oft nur schwer die Birke zu unterscheiden, die sich, sozusagen vom Geist dieses Ortes dazu verleitet, manchmal ebenfalls in den sonderbarsten Verkrümmungen präsentiert. Es soll allerdings damit nicht gesagt werden, dass dieser lebenswürdige Baum nicht auch hier in einer ganz individuellen Weise vorkäme und das zahlreich, der höchst schön gestaltet, ja, bei günstiger, farbenfroher Nachmittagsbeleuchtung, das Auge vortrefflich bezaubert. Die Gegend ist bekannt dafür, dass er wie ein silbernes Stängelchen wirkt, mit wenigen, einzeln hängenden Blättchen zur Krone hin. „Er“ erscheint wie eine lieblich herangewachsene, adrett geformte junge „Frau“, mit dem schmucksten, kreidigen Stamm, eine Gestalt, die auf verzierte und schmachtende Art die „Locken“ ihres Laubhauptes herabhängen lässt und ebenso in wahrhaft elefantenhaftem Wuchs, mit einem einzigen Stamm, den kein Mensch mit den Armen umfassen könnte und dessen Rinde nur hoch oben noch Spuren seiner glatten Weiße zeigt, weiter unten aber zu einer groben, kohlartigen, rissigen Borke geworden ist ...

Was den Boden angeht, so hat er mit dem eines Waldes fast gar keine Ähnlichkeit. Er besteht oft aus Kies und Lehm und sogar aus Sand und man sollte ihn nicht für fruchtbar halten. Dennoch ist er es in seinem Gebiet bis zur Üppigkeit. Es wächst darauf ein hoch wucherndes Gras, das oft einen trockenen, scharfkantigen, dünenhaften Charakter hat und im Winter wie zertretendes Heu den Boden bedeckt. Oft geht es auch geradezu in Schilf über, ist aber an anderer Stelle wieder weich, dick und strotzend, untermischt mit Schierling, Brennesseln, Huflattich, allerlei kriechendem Blattwerk, hoch aufgeschossenen Disteln und jungen, noch weichen Baumtrieben, ein guter Unterschlupf für Fasane und andere Wildhühner. Aus diesem Schwall und Bodendickicht ranken nun überall die Waldrebe und der wilde Hopfen spiralförmig, in breitblättrigen Girlanden, an den Bäumen empor. Noch im Winter halten ihre Stängel die Stämme wie harter, unzerreißbarer Draht umschlungen.

Das ist kein Wald und kein Park, das ist ein Zaubergarten, nicht mehr und nicht weniger. Ich will hier dieses Wort dafür propagieren, obwohl es sich im Grunde um eine karge, eingeschränkte und zur Krüppelhaftigkeit geneigte Natur handelt, die mit ein paar einfachen botanischen Bezeichnungen bereits erschöpft und entsprechend bezeichnet ist. Der Bodengrund ist wellig, er hebt und senkt sich ständig und das ergibt die schöne Geschlossenheit der Veduten^[41], die Unabsehbarkeit, auch in Richtung der

^[41] „Eine **Vedute** (italienisch *veduta* ‚Ansicht‘, ‚Aussicht‘) ist in der bildenden Kunst (Malerei, Grafik) die wirklichkeitsgetreue Darstellung einer Landschaft

Seiten, ja, wenn sich das Gehölz kilometerweit nach rechts und links erstreckt oder so weit, wie es sich in die Länge ausbreitet, statt dass sie, von der Mitte her, beiderseits nur einhundert und einige Schritte dazu misst, so könnte man sich nicht geborgener, vertiefter und abgeschiedener in ihr fühlen. Nur das Ohr ist durch gleichmäßiges Rauschen, von Westen her, an die befreundete Nähe des Flusses erinnert, den man aber von dort nicht sieht. ...

Es gibt da Schluchten, ganz angefüllt mit Holunder-, Liguster-, Jasmin- und Faulbaumgebüsch, so dass an qualmigen Junitagen, die Bronchien den Duft kaum aufsaugen können. Und erneut gibt es hier Bodenvertiefungen, reinste Kiesgruben, an deren Hängen und auf dem Bodengrund nichts als ein paar Weidentriebe und ein wenig trockener Salbei gedeihen.

Das alles hört nicht auf, auf mich merkwürdig zu wirken, obwohl es mir bereits lange schon zur täglichen Gewohnheit meiner Aufenthalte geworden ist. Irgendwie berührt das viele Eschenlaub, das an riesige Jungstiere erinnert, berühren mich diese Schlingranken und dieses Dickicht aus Schilfrohr, diese Feuchtigkeit und Dürre, dieses karge Dickicht

oder eines Stadtbildes. Gemäß der Kunsttheorie des 17. und 18. Jahrhunderts ist das Ziel die Wiedererkennbarkeit. Alle anderen Aspekte der Bildgestaltung (Licht und Schatten, Farben usw.) sind weniger wichtig. In der Geschichte der Gartenkunst wird häufig auch die einzelne, von einem oder mehreren festgelegten Blickpunkten zu beobachtende Gartenszenerie als Vedute bezeichnet.“ Seite „Vedute“. In: Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 31. August 2025, 17:01 UTC.

URL: <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Vedute&oldid=259351263> (Abgerufen: 27. September 2025, 05:17 UTC)

auf eine fantastische Weise. Um meinen Gesamteindruck zu benennen: es fühlt sich ein wenig so an, als finde man sich in die Landschaft einer anderen Erdzeit versetzt oder auch in eine unterseeische, als ginge man am Meeresboden entlang. Dies ist eine Vorstellung, die ja mit der Wahrheit auch das ein oder andere zu tun hat, denn Wasser stand hier früher an vielen Orten, besonders in diesen Senken, die jetzt als viereckige Wiesenbassins, mit wild wachsenden Baumschulen naturgesäter Eschen bewachsen sind, Schafen zum Weiden dienen und von denen eine gleich hinter meinem Haus liegt.

Die Wildnis ist hier kreuz und quer von Pfaden durchzogen, teilweise sind diese nur Streifen von heruntergetretenden Trittwegen, die von Spaziergängern wie mir, in Eigenregie „geschaffen“ wurden. Manchmal bestehen diese Wege auch aus Kies, die offensichtlich nicht angelegt wurden, sondern nur durch langfristige inoffizielle Begehung entstanden sind, ohne, dass man sagen kann, wer sie wohl „geformt“ haben könnte. Bauschan und ich sind nämlich fast nie einem Menschen darauf begegnet und mein Begleiter bleibt bei einem solchen, seltenen Anblick eines „Fremden“ stutzend stehen und blafft, mit einem kurzen Brummen, den oder diejenige an, der oder die es wagt, hier langzugehen. Ziemlich genau ist dies auch meine eigene Empfindung bei solchen „Zwischenfällen“!



Abb. 6

Selbst an schönen Sonntagnachmittagen im Sommer, wenn sich aus der Stadt jede Menge Spaziergänger in unsere Gegend ergießen (denn immer ist es hier um ein paar Grad kühler, als woanders), können wir auf diesen inneren Wegen so gut wie ungestört laufen, denn die Leute kennen sie nicht und dann zieht eher das Wasser, also der Fluss, sie mächtig an und sie liegen dicht an ihn gedrängt, so dicht wie möglich, auf dem untersten Kai, das heißt, wenn er nicht überschwemmt ist, bewegt sich der Menschenstrom an die Ufer hinaus und abends wieder zurück in die Stadt. Es passiert höchstens einmal, dass uns drinnen im Busch ein dort lagerndes Liebespaar begegnet, das uns mit verwegenen, aber auch scheuen Rehaugen aus seinem Liebesnest anblickt, so als wolle es trotzig fragen, ob wir etwa etwas gegen seine Anwesenheit hier und gegen sein „Tun“ und verstecktes Treiben etwas ein-

zuwenden hätten, was wir dann schweigend verneinen, indem wir uns beeilen, das Weite zu suchen. Bauschan ist da besonders gleichgültig, so wie er alles ignoriert, was nicht Wildgeruch aufkommen ließe und ich ziehe, mit vollkommen verschlossener und ausdrucksloser Miene, meinen Kopf ein und lasse das Geschehen auf sich beruhen und zolle ihm weder Beifall, noch irgendeine Missbilligung.

Diese Pfade nun aber, sind nicht die einzigen Verkehrs- und Verbindungsmittel in unserem Park. Es gibt dort sogar *Straßen*, Genauer gesagt, vorbereitende Maßnahmen, die einmal Straße gewesen sind oder solche einmal werden sollten, oder, so Gott will, vielleicht doch irgendwann einmal solche werden. ... Die Sache ist die: Spuren der sich Bahn brechenden Hacken und eines gut gemeinten, regen Unternehmertums sieht man immer noch und über den fertig gebauten Teil der Gegend, die kleine Villenkolonie, noch weiter hinaus. Man hatte noch viel weiter hinaus geplant und bereits mutig damit angefangen. Die Baufirma, die vor zehn oder fünfzehn Jahren den Landstrich (und sich selbst) in die forsche Hand genommen hatte, hatte es anders, großartiger nämlich, angedacht gehabt, als es dann umgesetzt wurde. Die neue Ansiedlung hatte sich nicht auf die Handvoll Villen allein beschränken sollen. Es gab ausreichend Baugrund, es war (und ist heute noch [1919, *Hinzuf. d. Hg.*]) wohl einen Kilometer flussabwärts alles zum Bauvorhaben von Käufern und Liebhabern einer sesshaften Niederlassung bereitgestellt worden. Es hatte Großzügigkeit in den Beratungsgremien der Baugenossen-

schaft vorgeherrscht, man hatte sich auch nicht mit dem Bau einer begehbaren Uferpromenade und mit gärtnerischen Anpflanzungen begnügt, ziemlich weit hatte man das Gehölz selbst kultiviert, Rodungen vorgenommen, Schwemmkies aufgeschüttet, die Wildnis durch Straßen durchzogen. Ein paar Mal hatte man in die Länge und öfters noch in die Quere, schön angedachte, prächtige Straßen oder Entwürfe zu solchen, aus grobem Schwemmkies, mit der Andeutung eines Fahrdamms und geräumigen Bürgersteigen gebaut, auf denen nun aber keine Bürger lustwandeln, außer Bauschan und mir:

Mein Hund auf dem guten und haltbaren Leder seiner vier Sohlen, ich auf genagelten Stiefeln wegen des Schwemmkieses. Denn die Villen, die nach Berechnung und Vorhaben der Baugesellschaft längst beeindrucken müssten, sind vorerst ausgeblieben, obwohl ich doch mit so gutem Beispiel vorgegangen war und mein Haus in dieser Gegend gebaut hatte. Sie sind, sage ich, ausgeblieben seit zehn, fünfzehn Jahren und es kein Wunder, dass sich eine gewisse Missstimmung auf die Gegend auswirkte, dass es wenig Lust gab, weitere Aufwendungen zu tätigen und, zur Fertigstellung des aufwändig Begonnenen, virulent im Einflussbereich der Gesellschaft tätig zu werden.

Und doch war die Sache schon so weit gediehen, dass die Straße ohne Anwohner ihre ordnungsgemäßen Namen bekamen, so gut, wie irgendeine in den Außenbezirken der Stadt oder darüber noch weiter hinaus. Ich wüsste gerne, welcher Träumer

und nachdenkender und zurückblickender Schöngeist von Spekulant sie ihnen zugeteilt hatte. Da gibt es eine Gellert-, eine Opitz-, Fleming-, eine Bürger- und es existiert sogar eine Adalbert-Stifter-Straße ^[42], auf der ich mit besonders sympathisierender Andacht mit meinen Nagelschuhen etwas spazieren gehe. Es sind Pfähle, die es bei unerschlossenen, aber bebauten Vorstadtstraßen, die keine Hausecke haben, geschieht, an ihren Eingängen errichtet und an ihnen sind die Straßenschilder provisorisch befestigt: blaue Emailschilder, wie es hierzulande üblich ist, mit weißen Buchstaben. Aber diese sind nicht in dem allerbesten Zustand, allzu lange werden sie schon auf Stadtplänen mit Namen genannt, an denen niemand wohnen will und nicht zuletzt sind sie es, die die Merkmale der Missstimmung, des Fiaskos und der stockenden Weiterentwicklung hier deutlich zur Schau stellen. Vernachlässigt ragen sie hinaus, für ihre laufende Unterhaltung oder ihre nötige Erneuerung ist nicht gesorgt und Wetter und Sonne haben ihnen übel mitgespielt. Die kobaltblaue Glasur ist oft abgesprungen, die weißen Buchstaben vom Rost zerstört, so dass sie, statt einzelne von ihnen, nur braune Flecken und Lücken, mit hässlich gezackten Rändern

[⁴²Adalbert Stifter, Pseudonym Ostade, (* 23. Oktober 1805 in Oberplan, Böhmen, als Albert Stifter, † 28. Jänner [Januar, Anm. d. Hg.] 1868 in Linz, war ein österreichischer Schriftsteller, Maler und Pädagoge. Er zählt zu den bedeutendsten Autoren des Biedermeier. Zu seinem Werk zählen Erzählungen und Novellen (unter anderem in seinen Werken Studien und Bunte Steine gesammelt) sowie die längeren Romane Der Nachsommer und Witiko. Seite „Adalbert Stifter“. In: Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 9. September 2025, 17:42 UTC. URL: https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Adalbert_Stifter&oldid=259602583 (Abgerufen: 27. September 2025, 17:24 UTC)

zeigen, die die Namensbilder zerreißen und ihr Ablesen oft erschweren.

Besonders eines der Schilder machte mir starkes Kopfzerbrechen, als ich zum ersten Mal hierhin kam und die Gegend erforschte. Es war ein besonders langes Schild und das Wort „*Straße*“ war, ohne Unterbrechung erhalten, von dem eigentlichen Namen aber, der, wie gesagt, sehr lang war bzw. lang gewesen war, zeigte sich eine übergroße Mehrzahl der Buchstaben völlig blind und vom Rost zerfressen. Die braunen Lücken ließen auf ihre Anzahl schließen, erkennbar war aber nichts, als am Anfang die Hälfte eines „S“, irgendwo in der Mitte ein „e“ und am Schluss wieder ein „e“. Das war für meinen sonstigen Scharfsinn zu wenig, ich fand, dass es eine Rechnung mit allzu vielen Unbekannten war. Lange stand ich da, die Hände auf dem Rücken, blickte hoch zu dem langen Schild und studierte es. Dann ging ich mit Bauschan weiter auf den Bürgersteig. Aber während ich mir einbildete, an andere Dinge zu denken, arbeitete es im Inneren an mir, mein Gehirn suchte nach dem zerstörten Namen und plötzlich schoss es mir in den Sinn. Ich blieb stehen und erschrak: hastig ging ich zurück, stellte mich erneut vor das Schild, verglich und probierte. Ja, es traf zu und kam sich aus. Es war die Shakespeare-Straße, ^[43] in der ich gerade spazieren ging.

^[43] Diese Straße hat es dort nie gegeben, siehe nachfolgend den Exkurs.

f. Exkurs ad „Shakespeare-Straße“. Nachfrage an eine KI:

Openai **ChatGPT 2025** / Modell X = GPT-4.1 (chatgptx.de),

„Warum hat Thomas Mann in seiner Idylle "Herr und Hund" eine Straße mit einem erfundenen Namen "Shakespeare-Straße" benannt, obwohl es sie dort nie gab?“

Persönliche Kommunikation,
September 2025.

„Thomas Mann gebraucht die fiktive „Shakespeare-Straße“ als literarisches Motiv, nicht als dokumentarische Ortsangabe. Kurz und bündig die Gründe:

- 1.) Symbolische Bedeutung: Shakespeare steht für Weltliteratur, Theater und humanistische Tradition - damit wird die Umgebung des Erzählers kulturell aufgeladen und ironisch kontrastiert zur bescheidenen, naturverbundenen Idylle mit Hund.*
- 2.) Ironie und Distanz: Ein prominenter, kunstbegehrter Straßename in einer privaten, intimen Erzählung, erzeugt feine Distanz und ironische Brechung - typisch für Manns Spiel mit Tonfall und Haltung.*

3.) Typisierung des Figurenmilieus: Der erfundene Name charakterisiert das Milieu (gebildet, literarisch interessiert) ohne reale Topografie binden zu müssen.

4.) Literarische Freiheit: Als Erzählerautobiographie darf Mann reale und fiktive Elemente mischen; ein erfundener Straßename dient der Gestaltung, nicht der genauen Wiedergabe.

Kurz: Die „Shakespeare-Straße“ ist ein gestalterisches, symbolisches Element zur Verstärkung von Thema, Ton und Atmosphäre - nicht ein historisch-geographischer Hinweis. Diese Straße hat es dort nie gegeben, nur andernorts in München gab es einen Platz mit dem Namen des berühmten Dichters. Thomas Mann hat sie erfunden, warum, ist unbekannt.“

Zum Thema der Verbindung zwischen Thomas Mann und Shakespeare, siehe den Klappentext zur Publikation:

*„Thomas Mann und Shakespeare
Something Rich and Strange“
Tobias Döring, Ewan Fernie (Herausgeber)
Bloomsbury Academic USA (Verlag), 2017,
978-1-5013-3608-9 (ISBN)
Original: Englisch, Übers. und Hervorhebungen
(Fettschrift) durch d. Hg.:*

„Thomas Mann und Shakespeare vereint Gelehrte aus unterschiedlichen Disziplinen und Ländern und ist die erste umfassende Studie, die die stets faszinierenden, wenn auch manchmal beunruhigenden Verbindungen zwischen Shakespeare und Mann untersucht.

Sie stellt überraschende Resonanzen zwischen den zentralen Werken dieser beiden Autoren her, indem sie beispielsweise

Der Zauberberg mit *The Tempest*,
Der Tod in Venedig mit *The Merchant of Venice*,
Tonio Kröger mit *Othello* und
Viel Lärm um nichts mit *Doktor Faustus*

gegenüberstellt.

*Indem gezeigt wird, wie die Verbindung von Shakespeare und Mann neue, alternative Perspektiven auf grundlegende Themen wie Moderne, Ironie, Kunst, Begehren, Autorschaft und Religion eröffnet, wird in „**Thomas Mann und Shakespeare**“ die zunehmend abgeschottete Spezialisierung literarischer Themen und Periodisierungen und das Potenzial für neue Lesarten in den Literaturwissenschaften aufgezeigt.“*

Ende Exkurs.

Die erwähnten Straßenschilder passen zu diesen Straßen und genauso die Straßen zu diesen Schildern, beide sind träumerisch und merkwürdig verkommen. Diese neuen Straßen verlaufen durch das Gehölz hindurch, in das sie eingedrungen sind, das Gehölz aber ruht nicht, es lässt die Straßen nicht jahrzehntelang unberührt, bis neue Siedler kommen, es macht alle möglichen Anstalten, seinen Habitat wieder zu verschließen, denn was hier wächst, scheut den Kies nicht, es ist gewohnt, auch darin zu gedeihen. Und so sprießen purpurköpfige Disteln, blauer Salbei, silbriges Weidengebüsch und das Grün junger Eschen, auch überall auf den Fahrdämmen und ungehemmt auch auf den Bürgersteigen. Es steht fest, die Parkstraßen mit den poetischen Namen wuchern wieder zu, das Dickicht verschlingt sie wieder und ob man es nun beklagen oder mit Beifall begrüßen will, in weiteren zehn Jahren werden die Opitz-, oder die Fleming-Straße nicht mehr begehbar und wahrscheinlich so gut wie verschwunden sein, es sei denn, man beschäftigte entsprechende Gartenpflegefirmen, die das Ganze regelmäßig in Ordnung bringen.

Im Augenblick braucht man allerdings nicht zu klagen, denn unter einem malerischen und romantischen Gesichtspunkt, gibt es gewiss in der ganzen Welt keine schöneren Straßen, als diese in ihrem derzeitigen Zustand. Nichts ist erfreulicher, als durch die Verwahrlosung ihrer Unfertigkeit zu schlendern, wenn man festes Schuhwerk besitzt und den groben Kies nicht zu fürchten braucht, als genau hinzusehen auf den großen Wildwuchs ihres

Bodens, auf den kleinblättrigen, von weicher Feuchtigkeit gebundenen Baumbestand, der ihre Perspektiven umrahmt und schließt. Es ist ein Baumbestand, wie ihn ein lothringischer Landschaftsmeister vor dreihundert Jahren malte. Er war hier, er kannte die Gegend, er hat sie sicher studiert und wenn der schwärmerische Genossenschaftsmitarbeiter, der meine Parkstraßen benannte, sich dabei nicht so streng auf die Literatur als Benennungsmerkmal beschränkt hätte, so hätte man z.B. auf einem der verrosteten Schilder leichter den Namen *Claude Lorrain[s]* ^[44] erraten können, der kein Literat, sondern ein Landschaftsmaler war.

^[44] „Claude Lorrain, auch bekannt als Claude Gel(l)ée oder Claude Le Lorrain, italienisch Claudio di Lorena (* 1600 in Chamagne, Lothringen; † 23. November 1682 in Rom) war ein französischer Maler des Barock, der hauptsächlich in Rom wirkte. Er trug wesentlich zur Herausbildung der Landschaftsmalerei als eigenständiges Genre bei und bildete dabei einen lyrisch-romantischen Stil aus, der in der Kunstgeschichte innerhalb der Idealen Landschaftsmalerei aufgrund seiner heiteren Grundstimmung als „idyllisch-arkadisch“ bezeichnet wird.“ Quelle: Stadtgeschichte München, GEROTAX Taxi Betriebs und Handels GmbH, URL:

https://stadtgeschichte-muenchen.de/strassen/d_strasse.php?id=871.

Abgerufen am 28.09.2025.]



Abb. 7

7. Das Schaf.

So habe ich die Region des mittleren Gehölzes ^[45] beschrieben. Aber auch die des östlichen Hangs hat nicht zu verachtende Reize, für mich und ebenfalls für Bauschan, aus Gründen, die ich noch später weiter ausführen werde. Man könnte sie auch eine Bachzone ...

[der Bach heißt Brunnbach, der, räumlich besser eingeordnet, im Areal hinter Thomas Manns Villa entlangläuft. Die Gegend ist heute in Gänze bebaut, Anm. d. Hg.]

... nennen, denn ein solcher gibt ihr das idyllisch-landschaftliche Gepräge und bildet, mit der Beschaulichkeit seiner Vergissmeinnicht-Auen, das Gegenstück zur Zone des starken Flusses dort drüben, ...

[Die Isar, die, um im Bild zu bleiben, vor Thomas Manns Villa parallel zum Bach entlangläuft und die Villa zwischen Fluss und Bach einrahmt, Hinzuf. d. Hg.],

... dessen Rauschen man bei meist wehendem Westwind ^[46] auch hier noch leise hören kann. Wo die erste der quer angelegten künstlichen Straßen, von der Pappelallee dammartig zwischen den Wie-

^[45] Mann meint hier die urtümliche Naturgegend zwischen der Isar, an deren Ufer seine Villa steht und die der hinter ihr nachgelagerten Naturlandschaft bis zum Bachlauf des Brunnbach (östlich), der weiter hinter der Villa parallel zur Isar entlangläuft (heute alles bebaut).]

^[46] Der Wind kommt also von der Isar herüber.]

senbassins und Waldparzellen zum Hang laufend, an dessen Fuß mündet, führt, linke Hand, ein Weg vorbei, der im Winter von der Jugend zum Rodeln benutzt wird und in das tiefer gelegene Gelände hinabreicht. Dort, wo der Weg ebenirdisch weiter verläuft, beginnt der Bach seinen Lauf und zu seiner Seite, rechts oder links von ihm, wobei man das abwechseln kann, erfreuen sich Herr und Hund gerne an der Gegend, entlang dem verschiedenartig gestalteten Hang. Zur Linken breiten sich Wiesen mit Baumbestand aus, eine ländliche Gartenwirtschaft liegt dort und man sieht, von da aus, die Rückseite ihrer Wirtschaftsgebäude.⁴⁷ Schafe weiden dort und zupfen den Klee, gehütet von einem nicht ganz intelligenten Mädchen in einem roten Rock, das dauernd befehlshaberisch und wutschnaubend, die Hände auf ihre Knie stützt und aus Leibeskräften, mit unangenehmer Stimme schreit, sich dabei aber entsetzlich vor dem großen, durch seine Wolle majestätisch dick erscheinenden Schafbock fürchtet, der sich nichts verbieten lässt und vollkommen das tut, was er will. Am grässlichsten schreit das Balg, wenn durch Bauschans Auftauchen eine Panik unter den Schafen entsteht, was fast regelmäßig geschieht. Und das, obwohl Bauschan dies gar nicht beabsichtigt, weil ihm die Schafe grundlegend total

⁴⁷ „Im nordöstlichen Teil des Herzogparks liegt das Grüntal. Hier tritt der Brunnbach, ein Grundwasser führender Bachlauf, zutage. Dieses unterhalb des Oberföhringer Isarhochufers verlaufende Gewässer trieb vom 10. bis ins 19. Jahrhundert Mühlen an. Nach deren Stilllegung entstanden kleinere Wohnhäuser. 1913 lebten im Grüntal 22 Familien beziehungsweise 95 Personen. In einem 1894 erbauten Wohnhaus mit Stallung wurde 1914 das „Wirtshaus im Grüntal“ (Grüntal 15) als Kaffeehaus mit Bierausschank eingerichtet.“ Quelle aus einer Broschüre der Landeshauptstadt München, Kulturreferat, KulturGeschichtspfad, Nr. 13 Bogenhausen, 4. Aufl., aktualisierte + erweiterte 2023, S. 92, (linke Seite), siehe auch <https://muenchen.de/kgp>.

gleichgültig sind, ja, er sie völlig wie Luft behandelt, und sogar durch eine betonte Nichtachtung und verächtliche Behutsamkeit, diesen Ausbruch von Dummheit bei ihnen vermeiden will.

Denn obwohl sie für meine Nase stark genug (übrigens, nicht unbedingt unangenehm) duften, so ist es doch kein Wildgeruch, den sie ausströmen, und folgerichtig hat Bauschan nicht das geringste Interesse daran, sie zu hetzen. Trotzdem genügt eine plötzlich Bewegung von ihm oder auch nur sein bloßes Erscheinen, dass auf einmal die ganze Herde, die eben noch, mit Schafskind- und Bockstimmen friedlich blökend, weit auseinander gezogen graste, in geschlossener Massenansammlung, Rücken an Rücken, nach ein und derselben Seite davonestürzt. Währenddessen schreit das dumme Kind, tief gebückt, so hinter ihnen her, dass sich ihre Stimme überschlägt und ihr die Augen aus dem Kopf treten. Bauschan schaut mich an, mit ungefähr dem Gedanken (den er aussprechen würde, wenn er könnte),

›Sage mir, bin ich schuld an dem Theater? Hab' ich das etwa verursacht?!‹

Einmal geschah jedoch genau das Gegenteil, was eher noch peinlicher und auf jeden Fall merkwürdiger wirkte, als die Panik. Eines der Schafe nämlich, ein gewöhnliches Exemplar seiner Gattung, von mittlerer Größe und durchschnittlichem Schafsgesicht, übrigens mit einem schmalen, aufwärtsgebogenen Maul, das sogar zu lächeln schien und sei-

nem Wesen einen Ausdruck fast hämischer Dummheit verlieh, schien sich in Bauschan vernarrt zu haben und lief ihm dauernd hinterher. Es folgte ihm einfach, es löste sich von der Herde, verließ sogar die Weide und heftete sich an Bauschans Fersen. Bauschan war still und das Schaf sah aus, als lächle es in übertriebener Dummheit, wo auch immer sein Angebeteter hinging. Er verließ den Weg und es folgte ihm, er rannte und es setzte sich ebenfalls in Galopp, er blieb stehen und es tat das Gleiche, unmittelbar hinter ihm und es „lächelte“ dabei geheimnisvoll, zumindest wirkte es so.



Abb. 8

Bauschan zeigte sich genervt und verlegen und seine Lage war im höchsten Maße unangenehm, weder im Guten, noch im Bösen, hatte sie irgendeinen Sinn und Verstand, sie wirkte einfach so albern, wie

weder ihm, noch mir, jemals zuvor etwas Vergleichbares passiert war. Das Schaf entfernte sich mehr und mehr von seiner Herde, aber das schien es nicht zu stören, es folgte dem inzwischen verärgert wirkenden Bauschan immer weiter, sichtlich entschlossen, sich nicht mehr von ihm zu trennen, sondern an ihm dranzuhängen, wie weit und wohin er auch immer gehen würde. Still und ohne einen Laut, hielt er sich an mich, weniger aus Besorgnis, für die es ja keinen Grund gab, noch aus Scham über die Peinlichkeit seines Zustandes. Schließlich, als habe er die Chose satt, blieb er stehen, drehte den Kopf um und knurrte drohend. Da blökte das Schaf, es klang so, als ob ein Mensch recht boshaft lacht und das ärgerte den armen Bauschan derart, dass er mit eingekniffenem Schwanz davonrannte. Das Schaf sprang lächerlich und sehr lustig aussehend, hinter ihm her.

Inzwischen, wir waren bereits weit von der Herde weg, schrie das verrückte, kleine Mädchen, als wenn es auseinanderbrechen würde, indem es sich nicht nur auf seine Knie herunterbeugte, sondern diese bei ihren Schreien auch abwechselnd bis zum Gesicht hochzog, so dass es von Weitem einen ganz verkrümmten und rasenden Anblick bot. Dann plötzlich, kam eine Hofmagd in Schürze angelaufen, entweder wegen des Schreiens oder weil ihr der Vorgang aufgefallen war. Sie lief, in der einen Hand eine Mistgabel und hielt sich mit der anderen Hand die Brust, da sie offenbar keinen Büstenhalter trug. Diese hüpfte beim Laufen lustig hin- und her, sie kam dabei atemlos zu uns gelaufen und fing an, das

Schaf, das endlich, ebenso wie Barschan, wieder langsam im Schrittempo lief, mit der Gabel in die richtige Richtung zurückzuscheuchen, was ihr jedoch nicht gelang. Das Schaf sprang von der Gabel weg, war aber durch ein geschicktes Umschwenken wieder auf Barschans Fährte und keine Macht der Welt schien in der Lage zu sein, es davon abzubringen.

Da sah ich, was allein zu helfen schien und ging zurück. Wir gingen dann alle zurück, an meiner Seite Bauschan, hinter ihm das Schaf und hinter ihm die Magd mit der Gabel, währenddessen uns das rot gekleidete Kind gebückt und stampfend entgegenschrie. Es war aber nicht genug, dass wir zur Herde zurückgegangen waren, wir mussten ganze Arbeit leisten und den Gang ganz bis zu Ende gehen. Auf dem Hof mussten wir zum Schafstall laufen, dessen breite Schiebtüre die Magd für uns aufschob. Dort gingen wir hinein und, als wir alle darin waren, mussten wir anderen wieder geschickt entweichen und dem betrogenen Schaf die Stalltür schnell vor der Nase zuschieben, so dass es endlich gefangen war. Erst dann konnten Bauschan und ich, mit den Danksagungen der Magd, den unterbrochenen Spaziergang wieder fortsetzen. Bauschan hatte jedoch, bis zum Schluss, eine genervte und gedemütigte Stimmung, er verhielt sich, als sei er beleidigt.

Soviel zu den Schafen. An die besagten Wirtschaftsgebäude schließt sich zur linken Hand eine große und ausgedehnte Laubenkolonie [*Schrebergärten, im Westen der Republik genannt, Anm. d.*

Hg.], die ein bisschen wie ein ruhiger Friedhof mit ihren Lauben und Sommerhäuschen wirkt, die so aussehen, als seien es Kapellen. Diese Häuschen haben winzige Gärtchen, die allesamt mit Zäunen eingeeht sind. Die Kolonie selbst ist von einer großen Mauer umgeben, die sie ein wenig zu einer eigenen Welt macht. Nur die Parzellengärtner haben Zutritt zu diesem Refugium. Es gibt eine Gitterpforte, die den einzigen Zugang bildet und manchmal sehe ich dort Männer mit einer Art Unterhemd oder, je nach Wetter, auch „oben ohne“, die ihr jeweils kleines Gemüseäckerchen umgraben, so dass es aussieht, als grüben sie sich ihr eigenes Grab. Dann kommen wiederum offene Wiesen, die sich, mit Maulwurfshügeln bedeckt, bis zum Rand der mittleren Waldregion ausdehnen und in denen, außer Maulwürfen, auch viele Feldmäuse hausen, was in punkto Bauschan und seine vielfältige Jagdlust besonders delikat werden kann, denn er buddelt gerne und lässt sich davon fast gar nicht mehr abbringen.

Bauschan steckt dann seine Nase so tief in ein Loch, dass er wie ein Entlein aussieht, das seinen Hinterkörper steil in den Himmel streckt, wobei es unten gründelt. Bauschans Vorderpfoten arbeiten wie im Stakkato-Verfahren und wenn es mal hakt, weil eine Grasnarbe im Weg ist, beißt er mit aller Wucht hinein, reißt sie mit den Zähnen heraus und schleudert sie dann, mit hin- und her schlagendem Kopf, nach draußen. Dieses Schauspiel währt so lange, bis er glaubt, bald an ein Mäuschen heranzu-

kommen, was jedoch in den seltensten Fällen gelingt.

Auf der anderen Seite, das heißt zur Rechten, ziehen sich Bach und Hang immer weiter und der Letztere in abwechselnder Gestaltung. Anfangs hat er ein düsteres Aussehen, fast ganz ohne Sonneneinstrahlung und ist dort mit Fichten bewaldet. Später wird er zu einer Art Sandgrube, die die Sonnenstrahlen warm zurückspiegelt, später wird er dann zur Kiesgrube, dann zu einem Haufen voller Ziegelsteinen, als habe man dort oben ein Haus niedergeissen und die wertlosen Trümmersteine einfach hier heruntergeworfen, so dass dem Bachlauf vorübergehend Schwierigkeiten entstehen. Aber er wird damit schon fertig, sein Wasser staut sich etwas und tritt über, rot gefärbt vom Staub der gebrannten Steine und auch das Ufergras färbt sich. Dann aber fließt das Wasser umso klarer und fröhlicher weiter, mit Sonnengeglitzer, hier und da, an seiner Oberfläche.

Wie alle Gewässer vom Meer bis zum kleinen Schilftümpel, liebe ich Bäche sehr und wenn mein Ohr, etwa in einem sommerlichen Gebirge, schon das leise Geplanschte und Gebrabbel eines Baches von Ferne wahrnimmt, gehe ich in die Richtung des flüssigen Lautspiels, wenn es sein muss, um diesen Ort, wo es herkommt, zu finden. Ich möchte so gerne immer dem versteckt-gesprächigen Abkömmling der Höhen ins Gesicht sehen und seine Bekanntheit machen. Schön sind Gebirgsbäche zwischen Tannen und über steile Felsenstufen, die mit hellem

Donner herabfließen, grüne und eiskalte Bassins bilden und in weißer Auflösung, senkrecht zur nächsten Stufe, herabstürzen. Aber ich sehe auch den Bächen der Ebenen mit Vergnügen und Freude zu, ob sie nun flach sind, so dass kaum die geschliffenen, silbrig-glatten Kiesel ihr Bett bedecken oder so tief reichen, wie kleine Flüsse, die, im Schutz beidseits tief herunterhängender Weiden, voll und kräftig dahinwallen, die in der Mitte rascher strömen, als auf den Uferseiten. Wer folgt als Wanderer nicht dem Lauf der Gewässer, wenn er diese Wahl selbst treffen könnte und nicht durch einen Gruppenzwang von Touristenströmen daran gehindert wäre? Die Anziehungskraft, die diese Gewässer auf uns Menschen ausübt, ist natürlich und wird von unserer archaischen Naturverbundenheit befeuert. Der Mensch ist ein Kind des Wassers, zu neun Zehnteln sind wir aus Wasser gemacht und in einem bestimmten Stadium unserer Entwicklung, vor der Geburt, besitzen wir tatsächlich Kiemen.

Ich selbst bekenne gerne, dass die Beobachtung des Wassers in jeder seiner Erscheinungsformen und Gestalten, für mich die weitaus unmittelbarste und eindringlichste Art des Naturgenusses bedeutet, ja, ich gestehe, dass wahre Versunkenheit, wahres Selbstvergessen, für mich die richtige Umwandlung für das eigene, beschränkte Dasein ins Allgemeine, nur in dieser Betrachtung der Natur möglich ist. Sie kann mich, am Beispiel des ruhig daliegenden oder schmetternd heranrollenden Meeres, in einen Zustand so tiefer, organischer Träumerie, in solch weitgehende Abwesenheit von mir

selbst versetzen, dass mir jedes Zeitgefühl verloren geht und Langweile zum Unbegriff wird, da die Stunden, bei einem solchen tranceähnlichen Zustand, wie Minuten erscheinen. Aber am Geländer eines Stegs, der gebeugt über einen Bach führt, könnte ich einfach nur stehen, solange ihr wollt, verloren in den Anblick des Fließvorgangs, Strudeln und Strömens und ohne, dass mir dabei das andere Fließen um mich herum und in mir, das eilige Dahinschleichen der Zeit, Angst oder Ungeduld etwas anhaben können. Solche Begeisterung über die Natur des Wassers, bringt mir den Wert und die Wichtigkeit der Tatsache nahe, dass der schmale Naturstreifen, in dem ich wohne, zu beiden Seiten von Wasser eingefasst ist, vor meinem Haus, die Isar, als starker Fluss, hinter meinem Haus, der Brunnbach, als kleines Flößlein.

Der hiesige Bach ist ein ganz schlichter und beruhigender unter Seinesgleichen, es ist nichts Besonderes an ihm, sein Charakter ist freundlich und durchschnittlich. Er hat eine glasklare Naivität, ohne Falsch und Hehl ist er weit davon entfernt, durch Trübheit seines Wassers Tiefe vorzugaukeln, er ist flach und klar und zeigt harmlos, dass er auf seinem Grund weggeworfene Blechtöpfe und den Rest eines Schnürschuhs im Schlamm liegen hat. Andererseits ist er tief genug, um hübschen, silbrig-grauen und äußerst flinken Fischlein einen Unterschlupf zu bieten, die bei unserer Annäherung in weitläufigen Zickzacklinien wegflitzen.

Er erweitert sich teichartig an mehreren Stellen und schöne Weiden stehen an seiner Uferböschung, von denen ich eine, im Vorübergehen, mit Vorliebe betrachte. Sie wächst am Hang, also in einiger Entfernung vom Gewässer. Aber mit einem ihrer Äste streckt sie sich, von dort, sehnsüchtig zum Bach hinüber und von dort hinunter, fast zum Wasser, als wolle sie dort ihren Durst löschen. und hat es auch tatsächlich erreicht, dass das fließende Wasser ihr silbriges Laub dieser Zweigspitze leicht benetzt. So steht sie dort und genießt die ferne Berührung.

Es ist gut, hier entlang zu gehen, sanft angeblasen vom warmen Sommerwind. Ist es sehr warm, so geht Bauschan gerne in den Bach, um sich den Bauch zu kühlen; denn obere Körperteile bringt er nicht freiwillig oder gerne mit Wasser in Berührung. Er steht dort, die Ohren zurückgelegt, mit einer Miene voller Andacht und lässt das Wasser um sich herum- und vorüberströmen. Dann kommt er zu mir, um sich zu schütteln, was, seiner Überzeugung nach, immer in meiner unmittelbaren Nähe geschehen müsse, wobei sich, bei der Intensität, womit er sich schüttelt, ein ganzer Sprühregen von Wasser und Schlamm über mich ergießt. Es nützt nichts, dass ich ihn mit Worten und meinem Spazierstock von mir abzuwehren versuche. Was ihm natürlich, regelhaft und unumgänglich scheint, darin lässt er sich so gar nicht beeinträchtigen.

Weiterhin wendet sich der Bachlauf, gegen Einbruch des Abends, einer kleinen Ortschaft zu, die, zwischen Wald und Hang im Norden, die Aussicht

beherrscht und an deren Ortseingang das bereits besagte Wirtshaus liegt. Der Bach bildet dort wieder einen Teich, in dem die Dorffrauen kniend Wäsche waschen. Ein Steg führt hinüber und nutzt man ihn zur Überquerung, betritt man eine Straße, die vom Dorf, zwischen Wald- und Wiesenrand, in Richtung Stadt führt. Aber wenn man sie nach rechts verlässt, kann man auf einem ebenfalls ausgefahrenen Weg durch das Gehölz, mit wenigen Schritten, zur Isar hinunter gelangen. Das ist denn nun der Bereich des Flusses, er selbst liegt, wie eine Lebensader vor uns, grün und mit weiß schäumendem Brodeln. Er ist im Grunde nichts, als ein großer Gießbach aus den Bergen, aber sein dauerndes Geräusch ist, mehr oder weniger, gedämpft überall in der Gegend zu hören. Er betört hier aber, ohne Schallunterbrechung, jedes Ohr und bietet einen Ersatz für den seligen Wellengang eines Meeres, aber ein Solches kann man dann doch dort, an diesem Ort, leider nicht vorweisen. Das unaufhörliche Geschrei zahlloser Möwen, die sich normalerweise eher an diesem fiktiven Meer aufhalten würden, mischt sich in die Szenerie hinein, Meeresvögel, die im Herbst, Winter und noch im Frühling, mit hungrigem Krächzen die Abläufe der Abflussrohre umkreisen und ihre Nahrung dort finden, bis die Jahreszeit es ihnen erlaubt, sich wieder an den oberen Seen aufhalten zu können. Dies tun ähnlich auch die wilden und halbwilden Enten, die ebenfalls die kühlen und kalten Monate, hier in der Nähe der Stadt verbringen, sich auf den Wellen wiegen, vom Gefälle, das sie hin und her dreht und schaukelt, die sich tragen lassen, vor einer Stromschnelle im letz-

ten Augenblick aufliegen und sich weiter oben wieder aufs Wasser setzen ...

Die Uferregion ist folgendermaßen gegliedert und abgestuft: Neben dem Rand des Gehölzes erstreckt sich eine breite Kiesebene, als Fortsetzung der sogenannten Pappelallee, wohl einen Kilometer weit flussabwärts, das heißt bis zum Fährhaus, von dem noch die Rede sein wird und hinter dem das Dickicht näher ans Flussbett heranreicht. Man weiß schon, was es mit der Kieswüste auf sich hat: es ist die erste und wichtigste der längs langlaufenden künstlichen Straßen, üppig geplant von der Bau-gesellschaft, als landschaftlich reizvollste Allee für eleganten Wagenverkehr, wo sich die Herren der Schöpfung, zu Pferde, den Kutschentüren glänzend lackierter, viersitziger Kutschwagen nähern, die vornehm Landauer genannt werden und dort mit lächelnd und bequem zurückgelehnten feinen Damen eigentlich nichts sagende Worte gewechselt haben sollten.

Neben dem Fährhaus, belehrt eine große, schon baufällig schiefstehende Holztafel darüber, welches das unmittelbare Ziel, der vorläufige Endpunkt des Wagenkorsos hätte sein sollen, denn in breiten Buchstaben ist darauf zu lesen, dass dieser Eckplatz, zum Zweck der Errichtung eines Parkcafés und einer vornehmen Erfrischungsgastronomie zu verkaufen ist ...

Ja, das ist er und bleibt er. Denn an Stelle des Parkcafés mit seinen Tischchen, umher eilenden Kell-

nern und schlürfenden Gästen, ragt immer noch die schiefe Holztafel, ein hoffnungslos abgehalftertes Angebot ohne Nachfrage und die geplante Prachtstraße ist nur eine Wüste aus größtem Schwemm-
kies, mit Weidengebüsch und blauem Salbei beinahe schon so dicht gediehen, wie die Opitz- und Fleming-Straße bewachsen sind.

Neben der Esplanade, näher in Richtung des Flusses, läuft ein schmaler und ebenfalls stark verwucherter Kiesdamm mit Grasböschungen, auf dem Telegraphenmasten stehen, den ich aber doch beim Spaziergehen gern benutze, erstens wegen seiner abwechslungsreichen Umgebung und dann, weil der Kies ein sauberes, wenn auch beschwerliches Gehen ermöglicht, wenn der lehmige Fußweg dort unten, bei schwerem Regenwetter, nicht begehbar erscheint und sehr matschig ist. Dieser Fußweg, der die eigentliche Promenade darstellt, die sich kilometerlang längs des Flusslaufes dahinzieht, um dann am Ende in wilde Uferpfade überzugehen, ist an der Wasserseite mit jungen Bäumchen, Ahorn und Birken bepflanzt und an der Landseite stehen die mächtigen Ureinwohner der Gegend, Weiden, Espen und Silberpappeln, alle von kolossalem Ausmaß. Steil und tief fällt seine Böschung in Richtung Flussbett ab. Sie ist mit klugen Konstruktionen aus Weidenruten und obendrein noch durch die Betonierung ihres unteren Teils, gegen Hochwasser geschützt. Diese Flut passiert ein oder zwei Mal im Jahr, zur Zeit der Schneeschmelze, im Gebirge oder bei andauernden Regengüssen und versucht dann, zu ihr durchzudringen.

Hier und da bietet die Böschung hölzerne Brückchen aus Holzsprossen, halb Leitern, halb Treppen, auf denen man ziemlich bequem in das eigentliche Flussbett hinuntersteigen kann. Das dort meistens trocken liegende, ungefähr sechs Meter breite Reservekiesbett des großen Wildbachs, der sich ganz nach Art der kleinen und kleinsten seiner Familie verhält, nämlich manchmal und, je nach den Wasserverhältnissen, in den oberen Gegenden seines Laufs, nur ein grünes Rinnsal bildet, mit kaum überspülten Klippen, dort scheinen Möwen hochbeinig auf dem Wasser zu stehen. Dieser Wildbach nimmt aber, unter anderen Umständen, ein geradezu gefährliches Verhalten an, er schwillt zum Strom an und sein weites Bett ist mit grauenhaftem Toben erfüllt. Er spült dort nicht hingehörende Gegenstände, Tragekörbe, Sträucher und Katzenkadaver mit sich fort, die umher kreisen und dazu beitragen, den wilden Strom über die Ufer treten zu lassen und Gewalt an seiner Umwelt schuldig zu werden.

Auch das Reservebett ist gegen Hochwasser befestigt worden, durch gleichlaufend schrägstehende, hürdenartige Vorkehrungen aus Weidengeflecht. Es ist zusätzlich bewachsen mit Dünengras, mit Strandhafer, sowie der überall vorkommenden Prunkpflanze der Gegend, dem trockenen, blauen Salbei. Auch ist es gut begehbar, dank dem Quaistreifen aus ebenen Steinen, der ganz außen am Rand der Wellen aufgebaut wurde und mir eine weitere, und zwar die für mich beste Möglichkeit bietet, meine Spaziergänge zu variieren. Zwar bietet dieser unebene Stein kein wirklich bequemes Ge-

hen, aber die intime Nähe zum Wasser entschädigt dafür und dann kann man manchmal auch neben dem Quai über den Sand gehen. Ja, es ist Sand da, zwischen dem Kies und dem Dünengrad, ein wenig mit Lehm versetzt, nicht von so fantastischer Sauberkeit, wie der des Meeres, aber es ist doch richtiger Schwemmsand und das ist ein Strandspaziergang hier unten, der sich, ohne ein Ende in Sicht zu haben, am Rand der Flut entlang zieht, es fehlt weder das Rauschen noch das Möwengeschrei, noch jene Zeit und Raum verschlingende Eintönigkeit, die einem eine Art von betäubender Kurzweiligkeit bietet.

Überall rauschen die flachen Stromschnellen und, auf halbem Weg zum Fährhaus, mischt sich das Brausen des Wasserfalles dort hinein, mit dem sich darüber, ein schräg einmündender Abwasserkanal in den Fluss ergießt. Der Körper des Wasserfalls ist gewölbt, blank, glasig, wie der eines Fisches und an seinem unteren Ende kocht es dauerhaft, wie in einem Boiler. Schön ist es hier bei blauem Himmel, wenn der Fährkahn mit einem Wimpel geschmückt ist, zum Dank für gutes Wetter oder aus sonst einem festlichen Anlass. Es liegen noch andere Kähne an diesem Ort, aber der Fährkahn hängt an einem Drahtseil, das seinerseits mit einem anderen, noch dickeren, quer über den Fluss gespannten Drahtseil verbunden ist, nämlich so, dass er mit einer Rolle daran entlang läuft. Die Strömung selbst muss die Fähre vorantreiben und ein Steuerdruck von der Hand des Fährmannes, tut das Übrige.

Der Fährmann wohnt mit Frau und Kind in diesem Fährhaus, das vom oberen Fußweg ein wenig zurückgesetzt liegt, mit einem Nutzgärtchen und einem kleinen Hühnerstall und das bestimmt eine Amts- und Dienstwohnung ist. Es ist eine Art von Villa, in minimalistischen Ausmaßen, eigensinnig und leicht gebaut, mit kleinem Erker und eben solchem Dachboden und scheint zwei Zimmerchen unten und zwei davon oben zu haben. Ich sitze gern auf der Bank vor dem Gärtchen, gleich an dem oberen Fußweg, Bauschan sitzt auf meinem Fuß, die Hühner des Fährmannes laufen um uns herum, indem sie bei jedem Schritt den Kopf nach vorne stoßen und meistens setzt sich der Hahn auf die Rückenlehne der Bank, lässt die grünen Bersaglieri-Federn seines Schwanzes nach hinten herabhängen und sitzt so dicht neben mir, und mustert mich aufgeregt, von der Seite, mit einem seiner roten Augen. Ich sehe dem Fährbetrieb zu, der nicht besonders stürmisch, kaum lebhaft zu nennen ist, vielmehr viele große Pausen macht, weil die Passagiere fehlen. Desto lieber sehe ich es, wenn sich, hüben oder drüben, ein Mann oder eine Korb tragende Frau zeigt, der oder die über den Fluss gebracht werden möchte; denn das poetische „Hol-über“ bleibt menschlich interessant, wie ganz früher, auch wenn die Einzelheiten des Handwerklichen, wie es nun hier vonstatten geht, in neuzeitlich fortgeschrittenen Formen geschieht. Hölzerne Doppeltreppen, für die Herbeikommenden und Weggehenden, führen auf beiden Seiten der Fähre die jeweilige Böschung hinab, ins Flussbett und zu den Stegen und es ist dort jeweils ein elektrisch betrie-

bener Klingelknopf, seitlich von ihren Eingängen, angebracht. Da erscheint beispielsweise ein Mann dort drüben am anderen Ufer, stellt sich dort still wartend hin und blickt über das Wasser hier herüber. Er ruft nicht mehr, wie früher, indem er seine Hände hohl formt, um den Ton zu verstärken. Er geht auf den Klingelknopf zu, streckt den Arm aus und drückt den Knopf. Schrill klingelt es in der Villa des Fährmannes: da ist das „Holüber“; genauso und immer noch ist es poetisch. Dann steht der Wartende dort und tut das, was er als Solcher tun muss und guckt zur Fähre hin. Und fast im selben Augenblick, in dem die Klingel schrillt, kommt auch der Fährmann aus seinem Amtshäuschen, als hätte er hinter der Tür gestanden oder auf einem Stuhl gesessen, nur, um auf das Zeichen zu warten. Er kommt heraus und in seinen Schritten ist etwas zu bemerken, als sei er mechanisch, wie ein Roboter, unmittelbar, durch den Druck auf den Knopf, in Bewegung gesetzt worden, als wenn man in Schießbuden auf die Tür eines Häuschens schießt. Hat man getroffen, so springt sie auf und eine Figur kommt heraus, z.B. eine Almhirtin oder ein Wachsoldat. Ohne sich zu beeilen und gleichmäßig mit den Armen zu schlenkern, geht der Fährmann durch sein Gärtchen, über den Fußweg und die Holzterrasse hinunter zum Fluss, macht den Fährkahn flott und hält das Steuer, während die Rolle an dem quer laufenden Drahtseil entlangläuft und der Kahn hinüber getrieben wird. Drüben lässt er den Fremden zu sich hineinspringen, der ihm bereits am Steg seine Fährmünze übergibt, zufrieden die Trep-

pe hinaufläuft, nachdem er den Fluss überquert hat und dann nach rechts oder links weggeht.

Manchmal, wenn der Fährmann verhindert ist, sei es durch eine Unpässlichkeit oder durch wichtige häusliche Besorgungen, kommen auch seine Frau oder selbst sein Kind heraus und holen einen Fahrgast herüber, denn diese können es ebenso gut, wie er und ich könnte es sicher auch. Die Tätigkeit des Fährmannes ist leicht und erfordert keine besondere Veranlagung oder Vorbildung. Er kann von Glück sagen, dass er diese Anstellung hat, ohne viel Aufhebens machen zu müssen und die Zwergenvilla bewohnen darf. Jeder Dummkopf könnte ihn, ohne Weiteres, ersetzen und er weiß es wohl auch und zeigt sich bescheiden und dankbar. Auf dem Heimweg, sagt er mir höflich die Tageszeit, wenn ich zwischen Hund und Hahn auf der Bank sitze und man merkt ihm an, dass er sich keine Feinde machen will.

Es weht Teergeruch und Wasserwind herüber und dumpf planscht es gegen das Holz der Kähne. Was will ich mehr? Manchmal kommt in mir eine andere heimatliche Erinnerung hoch: das Wasser steht sehr tief, es riecht etwas faulig, das ist die Lagune, das ist Venedig. Aber dann herrscht doch wieder eine Sturmflut, unaufhörlicher Regen schüttet vom Himmel, im Gummimantel, das Gesicht durchnässt, stemme ich mich, auf dem oberen Weg, gegen den steifen Westwind, der in der Allee die jungen Pappeln von ihren Pflanzpfählen reißt und es sich dadurch erklärt, warum hier die Bäume zur Wind-

schiefheit neigen und einseitig ausgewachsene Kronen haben. Bauschan bleibt oft auf dem Weg stehen, um sich zu schütteln, so dass es nach allen Seiten spritzt und er mich damit nass und schmutzig macht.

Der Fluss ist nun nicht mehr der, der er war. Angeschwollen und gelbbraun, fließt er mit katastrophalem Ausdruck dahin. Das ist ein Hin- und Herschwanken, ein Drängen und starkes, rasendes Dahineilen der Wildflut, in schmutzigen Wogen nimmt sie das ganze Reserveflussbett, bis zum Rand der Böschung, in Beschlag, ja es prallt gegen die Betonierung, den Sicherungsanlagen aus Weidengeflecht empor, so dass man geneigt ist, zu beten, dass alles gut gehen möge. Das Unheimliche ist: der Fluss wird still, viel stiller als sonst, fast lautlos in diesem Zustand. Er zeigt nicht mehr die gewohnten Stromschnellen, er ist zu stark und hoch angeschwollen; aber diese Stellen sind doch daran zu erkennen, dass die Wogen dort tiefere Täler bilden und höher steigen, als anderswo und dass sich diese Stromkämme rückwärts, nicht wie die Kämme der Brandung nach vorne, überschlagen. Der Wasserfall spielt überhaupt keine Rolle mehr; sein Volumen ist flach und klein, das Getöse zu seinen Füßen wird durch die Höhe des Wasserstands fast aufgehoben.

Was aber, bei all dem, Bauschan betrifft, sein Erstaunen über eine solche Veränderung der Dinge kennt keine Grenzen. Er kommt aus dem Staunen und Hadern nicht heraus, er begreift es nicht, dass

der trockene Platz, wo er sonst herumliefe und tobte, heute verschwunden, vom Wasser bedeckt ist; erschrocken flüchtet er vor der hoch anschlagenden Flut und läuft die Böschung hinauf, sieht sich wedelnd nach mir um, sieht wieder zum Wasser hin und hat dabei eine verlegene Art, sein Maul dabei schief zu öffnen, es wieder zu schließen und dabei mit der Zunge in die Maulwinkel zu fahren, ein Mienenspiel, das ebenso menschlich wie tierisch aussieht. Er nutzt es als Ausdrucksmittel seiner Unsicherheit und Furcht, es wirkt etwas unfein und untergeordnet, ist aber durchaus verständlich. Vor allem auch deshalb, weil dies, wegen dieser vertrackten Lage, auch ein etwas einfältiger und unter Stand geborener Mensch ebenso so zeigen könnte und sich, darüber hinaus, noch das Genick dazu kratzen würde, um kundzutun, dass er die Situation beängstigend findet.

Nachdem ich nun auch auf die Flussgegend näher eingegangen bin, habe ich die ganze Gegend beschrieben und, soviel ich sehe, alles getan, um sie anschaulich zu machen. Sie gefällt mir gut in der Beschreibung, aber in Natura gefällt sie mir doch noch viel besser. Sie ist immerhin genauer und vielfältiger in dieser Sphäre, wie ja auch Bauschan selbst, in Wirklichkeit wärmer, lebendiger und lustiger ist, als sein magisches Spiegelbild auf Papier. Ich liebe diese Landschaft und bin dankbar, darum habe ich sie so intensiv und weitläufig beschrieben. Sie ist mein Park und meine Einsamkeit; meine Gedanken und Träume sind mit ihren Bildern vermischt und verwachsen, wie das Laub ihrer Schlingpflanz-

zen und dem ihrer Bäume. Ich habe sie betrachtet, zu allen Tages- und Jahreszeiten: im Herbst, wenn der chemische Geruch des welkenden Laubs die Luft erfüllt, wenn die Menge der Distelstauden wie Wolle zu Ende blüht, wenn die großen Buchen des ›Kurgartens‹ einen rostfarbenen Laubteppich um sich herum auf die Wiese ausbreiten und in Goldfarben tiefende Nachmittage, in theatralisch romantische Frühabende übergehen, mit der am Himmel schwebenden Mondsichel, milchigem Nebeldunst, der über den Wiesengründen schwebt und einem durch schwarze Baumsilhouetten brennenden Abendrot ...

Im Herbst also und auch im Winter, wenn aller Kies mit Schnee bedeckt und weich ausgeglichen ist, so dass man mit Gummischuhen darauf gehen kann; wenn der Fluss schwarz zwischen den bleichen, frostbesetzten Ufern dahin strömt und das Geschrei Hunderter Möwen, von morgens bis abends, die Luft erfüllt. Aber der zwangloseste und vertrauteste Umgang mit ihr, ist eben doch in den milden Monaten, wo man keine besondere Kleidung benötigt, wie Mütze, Schal oder Handschuhe, um rasch, zwischen zwei Regenschauern, auf ein Viertelstündchen spazieren zu gehen, im Vorübergehen einen Faulbaumzweig vor das Gesicht zu halten und nur eben einmal einen Blick in die dahin wallenden Wellen zu wagen.

Vielleicht waren Gäste im Haus, nun sind sie fort, zermürbt von der reichhaltigen Konversation, ist man in seinen vier Wänden zurückgeblieben, wo

der Hauch der Fremden noch in der Atmosphäre umherschwingt. Da ist es gut, wenn man hinausgeht und sich ein wenig auf die Gellert-, die Stifter-Straße hinausbewegt, um zu schlendern, aufzuatmen und sich zu erholen. Man blickt zum Himmel empor, man blickt in die Tiefen der zierlichen und weichen Blätterberge, die Nerven beruhigen sich und Ernsthaftigkeit und Stille kehren in das Gemüt zurück. Bauschan aber, ist immer dabei. Er hat das Eindringen der Welt in das Haus nicht verhindern können, mit Furcht erregender Stimme hat er Einspruch erhoben und sich ihr entgegengestellt, aber das nützte nichts und so ging er zur Seite und trollte sich. Nun ist er froh, dass ich wieder mit ihm im Revier bin. Einen Ohrlappen nachlässig zurückgeschlagen und, nach allgemeiner Hundearbeit, schief laufend, so dass die Hinterbeine nicht gerade hinter den vorderen, sondern sich etwas seitlich davon fortbewegen, trabt er auf dem Kies vor mir her. Und plötzlich sehe ich, wie es ihn an Leib und Seele packt, sein steif aufgerichteter Stummelschwanz in ein wildes Fuchteln gerät. Sein Kopf stößt vorwärts und nach unten, sein Körper spannt sich und zieht sich in die Länge, er springt hierhin und dorthin und schießt im nächsten Augenblick, immer die Nase am Boden, in einer bestimmten Richtung davon. Das ist eine Fährte. Er ist einem Hasen auf der Spur.

8. Die Jagd.

Die Gegend ist reich an jagdbarem Wild und wir jagen es; das will sagen: Bauschan jagt es und ich sehe zu. Diese Tiere sind es, die daran glauben sollen: Hasen, Feldhühner, Feldmäuse, Maulwürfe, Enten und Möwen. Aber auch vor der hohen Jagd scheuen wir nicht zurück, wir gehen auf die Pirsch nach Fasanen und selbst nach Rehen, wenn sich ein solches, etwa im Winter, einmal in unser Revier verirren sollte. Das ist dann ein erregender Anblick, wenn das hochbeinige, leichtfüßige Tier, gelb gegen den Schnee abgesetzt, mit hoch wippendem, weißen Hinterteil, vor dem kleinen, alle seine Kräfte einsetzenden Bauschan flieht. Ich verfolge den Vorgang immer mit größter Spannung und intensivster Anteilnahme.

Nicht, dass etwas dabei herauskäme; das ist noch nie geschehen und wird es wohl auch nicht, aber das Fehlen handfester Ergebnisse schmälert weder Bauschan Lust und Leidenschaft, noch tut es meinem eigenen Vergnügen den geringsten Abbruch. Wir pflegen die Jagd um ihrer selbst willen, nicht wegen der Beute, um des Nutzens willen und Bauschan ist, wie gesagt, der tätige werdende Teil der Jagdgesellschaft. Von mir erhält er nur moralischen Beistand, da er eine andere Art von Zusammenarbeit, eine schärfere und sachlichere Art, die Aufgabe zu meistern, aus persönlicher und unmittelbarer Erfahrung nicht kennt. Ich betone diese Wörter: „persönlich“ und „unmittelbar“; denn dass seine Vorfahren, wenigstens soweit sie der Hühnerhund-

linie angehört, ein wirklicheres Jagen gekannt haben, ist mehr als wahrscheinlich und gelegentlich habe ich mich gefragt, ob er wohl eine genetische Erinnerung daran haben könnte oder diese, durch einen zufälligen Anreiz, geweckt werden könnte. Auf seiner Entwicklungsstufe, sondert sich sicherlich das Leben eines Einzelwesens oberflächlicher von dem der Gattung ab, als in unserem Falle.

Geburt und Tod bedeuten ein weniger tiefreichendes Schwanken des Seins, als bei uns Menschen, vielleicht erhalten sich die Überlieferungen seiner Art ungestörter, sodass es nur ein Scheinwiderspruch wäre, von angeborenen Erfahrungen, unbewussten Erinnerungen zu reden, die, wenn sie hervorgerufen werden, das Geschöpf an seinen persönlichen Erfahrungen zu irritieren und es damit unzufrieden machen können. Diesen Gedanken hatte ich einmal und das mit einiger inneren Unruhe; aber ich schlug ihn mir ebenso bald wieder aus dem Sinn, wie Bauschan sich offenbar das brutale Vorkommnis aus dem Sinn schlug, das er erlebt hatte und das zu meinen diesbezüglichen Überlegungen Anlass gegeben hatte.

Wenn ich zur Jagd mit ihm hinausgehe, ist es meist Mittagszeit, halb zwölf oder zwölf Uhr, manchmal, besonders an sehr warmen Sommertagen, ist es auch später Nachmittag, sechs Uhr und später oder es geschieht auch um diese Zeit schon zum zweiten Mal; in jedem Fall ist mein Zustand ab dann ein ganz anderer, als bei unserem ersten lässigen Ausgang am Morgen. Die Unberührtheit und Frische

einer solchen Zeit ist längst dahin, ich habe mich bereits den Tag über um irgendetwas gesorgt und bis dahin bereits um etwas anderes gekämpft, habe Schwierigkeiten überwunden, dass es nur so knirschte, mich mit vielen Einzelheiten herumgeschlagen, während gleichzeitig ein ausgedehnter und vielseitiger Zusammenhang fest im Sinn zu halten war, in seinen letzten Verzweigungen mit Geistesgegenwart überlegt werden musste und mein Kopf dann ziemlich müde war.

Da ist es die Jagd mit Bauschan, die mich zerstreut und erheitert, die meine Lebensgeister weckt und mich für den Rest des Tages, an dem noch manches zu leisten ist, wieder instand setzt. Aus Dankbarkeit beschreibe ich sie hier und an dieser Stelle. Natürlich ist es nicht so, dass wir von den Wildarten, die ich nannte, jeden Tag eine bestimmte aufs Korn nehmen und etwa nur auf die Hasen- oder Entenjagd aus sind. Vielmehr jagen wir alles durcheinander, was uns eben, ich hätte beinahe gesagt: vor die Flinte kommt. Und wir brauchen nicht weit zu gehen, um auf Wild zu stoßen, die Jagd kann, buchstäblich, gleich außerhalb der Gartenpforte beginnen, denn Feldmäuse und Maulwürfe gibt es im Boden des Wiesenbeckens hinter dem Haus, schon eine große Menge.

Diese Pelzträger sind ja, genau genommen, kein Wild; aber ihr im Geheimen wühlendes Wesen, insbesondere die listige Lebendigkeit der Mäuse, die nicht tagblind sind, wie ihr schaufelnder Vertreter, der Maulwurf und die sich oft, klug und aufmerk-

sam, an der Erdoberfläche herumtreiben, bei Annäherung einer Gefahr aber in ihr schwarzes Schlupfloch hineinflitzen, ohne dass man ihre Beine und deren Bewegung erkennen kann. Dies alles wirkt immerhin mächtig auf Bauschans Verfolgungstrieb und dann sind gerade sie die einzige Wildart, die sich ihm dann als Beute anbietet: eine Feldmaus, ein Maulwurf, das ist ein *Bissen*, nicht zu verachten, in so mageren Zeiten wie den jetzigen, wo er in seinem Napf, neben seiner Hütte, oft nichts, als ein wenig geschmacklose Graupensuppe findet.

Kaum habe ich meinen Stock ein paar Schritte auf die Pappelallee gesetzt und kaum hat sich Bauschan, um die Party zu beginnen, ein wenig ausgetobt, da sehe ich ihn schon, zu meiner Rechten, die sonderbarsten Kapriolen vollführen: schon hält ihn seine Jagdleidenschaft ihn Atem, er hört und sieht nichts mehr, als das aufregend, versteckte Treiben der Lebewesen, rings um ihn herum: gespannt, Schwanz wedelnd, die Beine behutsam hochhebend, schleicht er durch das Gras, hält mitten im Lauf an, von Vorder- und Hinterbeinen ist jeweils eins in der Luft, er äugt mit schiefem Kopf, den er manchmal aufmerksam hin und her dreht, um das für uns Unhörbare wahrzunehmen, mit spitzer Schnauze von oben herab in den Boden, wobei ihm die Ohrläppchen der straff aufgerichteten Horscher, zu beiden Seiten der Augen, nach vorn fallen, springt zupackend, mit beiden Vorderpfoten auf einmal, vorwärts und wieder vorwärts und guckt mit verdutzter Miene dorthin, wo eben etwas war

und wo nun nichts mehr ist. Dann beginnt er zu graben und zu buddeln.

Ich habe die größte Lust, zu ihm zu gehen und den Erfolg abzuwarten, aber wir kämen ja nicht vom Fleck, er würde seine ganze für diesen Tag angesammelte Jagdlust, hier auf der Wiese verausgaben. Ich gehe dann weiter, ohne Sorge, dass er mich einholt, auch wenn er noch lange zurückbleibt und nicht gesehen hat, wohin ich ging: meine Spur ist nicht weniger gut erkennbar für ihn, wie die eines Wildes, den Kopf zwischen den Vorderpfoten, pirscht er ihr nach, wenn er mich aus den Augen verliert. Schon höre ich das Klingeln seiner Steuermarke, seinen festen Galopp, in meinem Rücken, er schießt an mir vorbei und kehrt wieder um, um sich Schwanz wedelnd zurückzumelden.

Aber draußen im Unterholz oder auf den Wiesenflächen der Bachregion, halte ich doch so manches Mal an und sehe ihm zu, wenn ich ihn beim Graben nach einer Maus antreffe, selbst, wenn es schon spät ist und wenn ich beim Zuschauen die Zeit zum Spaziergehen vergesse. Seine leidenschaftliche „Arbeit“ ist allzu fesselnd, sein großer Eifer steckt an, ich kann nicht anders, als ihm von Herzen Erfolg zu wünschen und möchte immer wieder gerne Zeuge dieser Ereignisse sein. Der Stelle, wo er gräbt, war vielleicht von außen nichts anzumerken, vielleicht ist es eine moosige, von Baumwurzeln durchzogene Erhöhung am Fuß einer Birke. Aber er hat das Wild dort gehört, gerochen, hat es wohl noch gesehen, wie es wegzuckte; er ist sicher, dass es

dort unter der Erde, in seinem Gang und Bau sitzt, es ist nur wichtig, zu ihm zu kommen und so gräbt er aus Leibeskräften, in einer Hingebung ohne Bedingungen und mit großer Weltvergessenheit, nicht wütend oder traurig, aber mit sportlich sachlicher Leidenschaft, es ist wunderbar, das alles zu sehen. Sein kleiner getigelter Körper, unter dessen glatter Haut sich die Rippen abzeichnen, die Muskeln spielen, ist in der Mitte durchgedrückt, das Hinterteil mit dem unaufhörlich, super schnell hin- und wedelnden Stummelschwanz, ragt steil nach oben, der Kopf, zusammen mit der unten bei den Vorderpfoten, in der schon ausgehobenen, schräg eingegrabenen Höhle und mit abgewandtem Gesicht, reißt er mit seinen metallharten Klauen, so schnell es geht, den Boden weiter auf, so dass mir Erdklumpen, Steinchen, Grasfetzen und holzige Wurzelteilchen bis unter meine Hutkrempe fliegen. Dazwischen ertönt, in der Stille, sein Schnauben, wenn er, nach weiterem Vordringen, die Schnauze ins Erdreich steckt, um das kluge, stille, ängstliche Wesen dort drinnen, mit seinem einzigartigen Geruchssinn zu belagern beginnt.

9. Das Mäuschen.

Dampf tönt es: er inhaliert den Atem hastig, um nur rasch die Lunge zu leeren und wieder weiter wittern zu können, den feinen, scharfen, wenn auch noch fernen und verdeckten Mäuseduft wieder und wieder weiter aufsaugen zu können. Wie mag es dem Tierchen, dort unten, im Untergrund, zumute sein, bei diesem dumpfen Schnauben eines Riesen? Ja, das ist seine oder auch Gottes Sache, der Bauschan zum Feind und Verfolger der Erdmäuse eingesetzt hat und dann ist Angst ja auch ein verstärktes Lebensgefühl, das Mäuschen würde sich wahrscheinlich langweilen, wenn kein Bauschan da wäre und wozu wäre dann seine, mit perlenartigen Augen ausgedrückte Klugheit und flinke Buddelkunst gut? Dadurch gleichen sich nämlich die Kampfbedingungen wieder ausreichend aus, so dass der Erfolg des Angreifers immer recht unwahrscheinlich bleibt.

Kurzum, ich fühle kein Mitleid mit der Maus, innerlich bin ich auf Bauschans Seite und oftmals tut es mir, in der Rolle des Zuschauers, nicht um die Mäuse leid: mit dem Stock greife ich ein, wenn Bauschan ein festgebackener Kieselstein oder ein zäher Wurzelstrang im Weg ist und ich helfe ihm, indem ich bohre und anhebe, um das Hindernis, zusammen mit ihm, zu beseitigen. Dann sendet er mir, aus der harten „Arbeit“ heraus, einen raschen, erhitzten Blick der Zustimmung zu mir hoch. Mit vollen Kinnbacken beißt er in die zähe, durchwachsene Erde, reißt Erdstücke heraus, wirft sie zur Seite,

schnaubt noch einmal dumpf in die Tiefe und setzt, von der Witterung angefeuert, seine Klauen erneut in für die fast wutschnaubende Tätigkeit ein.

In der großen Mehrzahl der Fälle, ist das alles verlorene Liebesmühe. Mit der Nase, die mit Erde bedeckt ist, bis zu den Schultern beschmutzt, schnuppert Bauschan noch einmal oberflächlich an der Stelle herum, lässt dann ab davon und trollt sich gleichgültig weiter.

„Das war wohl nichts, Bauschan!“,

sage ich, wenn er mich ansieht.

„Wirklich gar nichts!“,

wiederhole ich, indem ich der Verständlichkeit halber, den Kopf schüttle und meine Augenbrauen und Schultern nach oben hebe. Aber es ist nicht im Mindestens nötig, ihn zu trösten, der Misserfolg macht ihn keinen Augenblick lang traurig. Jagd ist Jagd, der Braten ist das Wenigste und eine herrliche Anstrengung war es sowieso, denkt er, soweit er überhaupt noch an die eben so heftig betriebene Angelegenheit zurückdenkt, denn schon ist er auf neue Unternehmungen aus, zu denen es in allen drei Zonen der Gegend jede Art von Gelegenheit gibt. Aber es kommt auch vor, dass er das Mäuschen erwischt und das läuft nicht ohne innere Erschütterung für

mich ab, denn er frisst es ja, ohne Erbarmen, bei lebendigem Leib und mit Pelz und Knochen, wenn er es erwischt.⁴⁸ Vielleicht hatte das unglückselige Wesen keinen ausreichenden Lebenswillen oder hatte sich eine allzu weiche, ungesicherte und leicht aufwühlbare Stelle zu seinem Bau ausgesucht; vielleicht reichte der Stollen nicht tief genug und, vor Schreck, war es dem Tierchen vielleicht nicht gelungen, ihn schnell genug weiter hinunterzutreiben, hatte wahrscheinlich den Mut verloren und hockte nun wenige Zentimeter unter der Oberfläche, während ihm, bei dem Furcht erregenden Schnauben von Bauschans Nase, das es hörte, vor Entsetzen, die ebenfalls perlenartigen Äugelchen aus dem Kopf traten.

Aber, die eiserne Klaue des Riesen legt alles frei, wirft es auf, sprengt es nach oben, ans grausame Tageslicht, ach' du armes, verlorenes Mäuschen! Mit Recht hast du Angst gehabt und es ist nur gut, dass dich die große und berechtigte Angst wahrscheinlich schon halb bewusstlos gemacht hat, denn nun wirst du, ohne Gnade, in Fressbrei verwandelt werden. Bauschan hat es am Schwanz erwischt, zwei-, drei Mal schleudert er es am Boden hin und her, ein ganz leises Pfeifen ist zu hören, das Letzte, das dem von Gott verlassenen Mäuschen vergönnt war und dann schnappt Bauschan

⁴⁸ Heutzutage würde man als Hundebesitzer:in vermeiden, dass Hunde eine Maus verspeisen. Zu groß ist die Befürchtung, dieselben seien krank, hätten Würmer oder sonstige Krankheiten.

nach ihm, zieht es in seinen Rachen hinein, zwischen die blütenweißen Zähne. Breitbeinig, die Vorderpfoten aufgestemmt, mit gebeugtem Nacken, steht er da und stößt beim Kauen den Kopf vor, indem er den Bissen gleichsam immer von Neuem fängt und ihn sich dabei im Maul zurechtlegt. Die Knöchelchen knacken, noch hängt ein Pelzfetzen, einen Augenblick lang, im Winkel seines Maules, er fängt ihn, dann ist es geschehen und Bauschan beginnt eine Art von Freuden- und Siegestanz um mich herum aufzuführen.

Ich stehe, auf meinen Stock gestützt, an der Stelle, wo ich, während des ganzen Vorgangs, zugeschaut und gestanden habe.

„Du bist mir einer!“

sage ich mit Grausen, aber auch voller Anerkennung zu ihm und nicke.

„Ein schöner Mörder und Kannibale bist du mir ja!“

Wenn er solche Worte hört, verstärkt er sein Tanzen und es fehlt nur, dass er dazu laut lachen würde. Aber man kann erkennen, dass er sich freut und recht stolz ist, vor allem, dass ich ihn verklausuliert lobe. So gehe ich denn auf meinem Weg weiter, etwas kalt in den Gliedern von dem, was ich gesehen habe und doch auch wieder gelöst, in meinem Inneren, wegen des rohen Humor, das das Leben bereithält. Die Sache gehört zur natürlichen Ordnung, finde ich und ein von seinen Instinkten man-

gelhaft ausgestattetes Mäuschen wird eben folgerichtig in Fressbrei verwandelt. Aber es ist mir doch lieber, wenn ich in solchen Fällen der natürlichen Ordnung nicht mit dem Stock nachhelfen muss, sondern nur zuschauen brauchte.⁴⁹

⁴⁹ Was ist hier mit dem Einsatz des Stocks gemeint? Erwog Mann etwa, denselben gegen Bauschan einzusetzen, um ihn anzutreiben oder sollte er das Mäuschen damit erschlagen wollen?

10. Der Fasan.

Es ist erschreckend, wenn plötzlich ein Fasan aus dem Dickicht hervorspringt, wo er offenbar geschlafen oder sich in wachem Zustand versteckt hatte, um unentdeckt zu bleiben und von wo ihn Bauschans Spürnase, nach einigem Suchen, aufstöbern konnte. Klappernd und polternd, mit angstvollem und entrüstetem Geschrei und Gegacker, erhebt sich der große, rostrote, lang gefiederte Vogel und flüchtet sich, während er seinen Kot aus der Höhe ins Holz fallen lässt, mit der törichten Kopflosigkeit des Huhns, auf einen Baum. Dort zetert er weiter, während Bauschan am Baumstamm hochspringt und stürmisch zu ihm hochbellt.

›Auf, auf!‹,

heißt dieses Gebell:

›Flieg' weiter, alberner Gegenstand meiner Freude, dich jagen zu können!‹

Und das Wildhuhn widersteht nicht der mächtigen Stimme, aufräuschend löst es sich wieder von seinem Zweig und fliegt, mit schweren Flügeln, durch die Baumwipfel wieder davon, während er weiter laut kräht und sich damit über die Störung heftig beklagt. Währenddessen verfolgt Bauschan den Vo-

gel weiter am Boden, scharf und mit männlichem Stillschweigen.⁵⁰

Darin besteht seine Freude, er will das und weiß auch nichts anderes. Denn was passierte, wenn er den Vogel bekommen würde? Nichts, ich habe gesehen, wie er einen in seinen Klauen hatte, wahrscheinlich hatte er ihn in tiefem Schlaf erwischt, so dass sich das schwerfällige Geflügel nicht rechtzeitig vom Boden erheben konnte: nun stand er über ihm, ein verwirrter Jagdsieger und wusste nichts damit anzufangen. Einen Flügel gespreizt, mit weg gedrehten Hals, lag der Fasan im Gras und schrie, schrie ohne Pause, so dass es klang, als wenn im Gebüsch eine alte Frau ermordet werden würde. Ich lief schnell dorthin, weil ich schon dachte, es sei dort etwas Grässliches passiert. Aber ich konnte mich schnell davon überzeugen, dass nichts zu befürchten war: Bauschans sichtbare Ratlosigkeit, sein halb neugieriger, halb angewiderter Gesichtsausdruck, mit der er mit schiefem Kopf auf seinen Gefangenen herunterschaute, bestätigte mir, dass alles in Ordnung war. Das „Frauengeschrei“ zu seinen Füßen schien ihm auf die Nerven zu gehen und der ganze Zufall dieser Situation machte ihn eher verlegen, als dass Triumph aufgekommen wäre. Rupfte er das Vogelviech ein wenig aus falsch

⁵⁰ Hier wird wieder auf das „Männliche“ bei einem Hund hingewiesen. Offenbar spiegelt dies als eine unbewusste oder auch beabsichtigte Spiegelung von Thomas Manns Ansicht von seiner Rolle als Mann und Familienoberhaupt wieder.

verstandenen Ehrgefühl oder wegen des Gefühls der Schande? ⁵¹ Ich sah, glaube ich, dass er ihm mit den Lippen, ohne die Zähne einzusetzen, ein paar Federn aus seinem Körper heraussupfte und sie mit ärgerlichem Kopfschleudern zur Seite beförderte. Dann ließ er von ihm ab und gab ihn frei, nicht aus Gutmütigkeit, sondern weil ihn die Sache langweilte und es nichts mehr mit fröhlicher Jagd zu tun zu haben schien.

Nie habe ich einen verblüffteren Vogel gesehen! Er hatte wohl mit seinem Leben abgeschlossen und es schien vorübergehend, als wüsste er nicht mehr, ob er jemals noch einmal etwas tun werden könnte: wie tot, lag er eine Weile im Gras. Dann taumelte er ein Stück über den Boden, schwankte auf einen Baum, schien herunterzufallen, raffte sich auf und suchte, indem er sich weiterschleppte, das Weite. Er schrie nicht mehr, er hielt nun den Schnabel. Stumm flog er über den Park, den Fluss, die Wälder dort drüben, fort, fort, soweit und so schnell, wie möglich und er ist, mit Sicherheit, nie wiedergekommen. Aber es gibt viele von diesen Fasanen in unserem Revier und Bauschan jagt sie in mit Anstand und allen Ehren. ⁵² Der Mäusefraß allerdings, bleibt seine einzige Bluttat und auch sie erscheint als etwas, was vermeidbar und beiläufig geschieht,

⁵¹ Hier wird die These aufgestellt, ein Hund hätte „Ehrgefühl“. Dies sind eindeutig wieder menschliche Attribute, die eher den Erzähler betreffen, als seinen Hund. Hunde kennen solche menschlich-zivilisatorische Absurditäten nicht!

⁵² Siehe obere Fußnote.

das Aufspüren, Wegtreiben, Rennen und Verfolgen findet nur als edler Selbstzweck statt, auf jeden und jede würde es so wirken, wenn sie oder er ihn bei diesem wunderbaren Spiel beobachten würde. Wie schön er dabei wirkt, wie idealistisch, wie vollkommen! So wird der bäuerliche, plumpe Gebirgsbursche nobel und bildhaft schön, so steht er wie ein Gemsjäger im Gebirge da. Alles Edle, Echte und Beste in Bauschan wird nach außen geholt und entfaltet, in diesen Stunden, sein prächtig erscheinendes Wesen; darum ist er so erpischt auf diese Augenblicke und leidet, wenn sie ungenutzt verstreichen. Er ist kein Pinscher, er ist der Jagdkönig und ein Aufstöberer, wie er im Buche steht. Er hat große Freude an sich selbst, spricht aus jeder der kriegerischen, männlich-ursprünglichen Posen⁵³, die er in stetigem Wechsel entwickelt. Ich wüsste nicht viele Dinge, die mich derart begeistern könnten, wie sein Anblick, wenn er in federndem Trab durch das Gestrüpp läuft und dann wie gefesselt lauert, eine seiner Pfoten mit großer Anmut anhebt und nach innen biegt, klug, achtsam, bedeutend und, in schöner Anspannung all seiner Eigenschaften, sein Dasein genießt!

Dazwischen quiekt er. Er hat sich mit dem Fuß in etwas Dornigem verfangen und schreit laut auf. Aber, auch das ist Natur, auch das ist lustiger Mut zur schönen Einfalt und nur kurz beeinträchtigt so

⁵³ Der Machismus-Gedanke setzt sich befremdlich fort.

etwas seine Würde, die Pracht seiner Haltung ist im nächsten Moment gottlob wieder vollkommen hergestellt.

11. Plötzliche Krankheit.

Ich sehe ihm zu und erinnere mich an einen Zeitpunkt, als er all seinen Stolz und seinen Edelmut verloren hatte und buchstäblich wieder auf den körperlichen und seelischen Tiefstand heruntergesunken war, wie er sich uns damals dargeboten hatte, als wir ins Gebirge gefahren waren, um ihn uns anzusehen. Dies war in der Küche der netten Bergbäuerin gewesen.

Nur mühsam hatte er den Glauben an sich selbst und die Welt wiederherstellen können. Ich weiß nicht, was mit ihm geschehen war, er blutete aus dem Maul, der Nase oder dem Hals, ich weiß es bis heute nicht; wo er lief und stand, hinterließ er Blutspuren, im Gras des Reviers, auf dem Stroh seines Lagers, auf dem Fußboden des Zimmers, in das er hinein ging, ohne dass irgendeine äußere Verletzung zu erkennen gewesen wäre. Oft erschien seine Schnauze, wie mit roter Ölfarbe beschmiert. Er nieste und es tropfte Blut von ihm herunter, in die er mit der Pfote hinein trat, so dass der ziegelfarbene Abdruck seiner Zehen zurückblieb, dort, wo er gelaufen war.

Sorgfältige Untersuchungen führten zu keinem Ergebnis und damit zu wachsender Beunruhigung. War er lungenkrank? Oder sonst mit einem uns unbekannten Übel geschlagen, das vielleicht typisch für seine Hunderasse war? Als die so unheimliche, wie unsaubere Erscheinung, nach einigen Tagen, nicht wegging, wurde seine Einlieferung in die tier-

ärztliche Praxis in der Stadt beschlossen. Am nächsten Tag, gegen Mittag, setzte ihm der Herr, der ihn abholte, mit freundschaftlicher Bestimmtheit einen Maulkorb auf, eine lederne Gittermaske, die Bauschan, wie wenige Dinge, total verabscheut und den er durch Kopfschütteln und Pfotenabstreichen ständig versuchte, loszuwerden. Der Tierarztmitarbeiter band ihn an die alte, geflochtene Seilschnur, die als Leine diente und brachte den, auf diese Weise Fixierten, links die Allee hinauf, dann durch den Stadtpark und schließlich eine städtische Straße hoch, bis zu den Hochschulgebäuden, durch deren Tor und Hof wir durchgingen. Die Tierarztpraxis war eine besondere Forschungseinrichtung, weshalb sie an der Hochschule verortet war.

Wir gingen in ein Wartezimmer, in dem mehrere andere Hundebesitzer:innen saßen, von denen jede:r, so wie ich, einen Hund an der Leine hatte. Es waren Hunde verschiedener Größe und Rassen, die sich gegenseitig, durch ihre Maulkörbe aus Leder hindurch, recht schwermütig und traurig, manche auch ängstlich, gegenseitig begutachteten. Ansonsten waren sie ungewöhnlich ruhig, keiner bellte oder gab sonstige Laute von sich.

Es saß dort ein Mütterchen ⁵⁴ mit ihrem zum Schlaganfall neigenden Mops, ein Diener im Livree, mit einem großen und blütenweißem russischen Windhund, der, ab und zu, einen vornehm krächzenden Husten von sich gab, dann war da ein Mann vom Land, mit einem Dackel, der wohl der orthopädischen Expertise vorgeführt werden sollte, da seine Füße völlig falsch, verkrümmt und verschroben an seinem Körper saßen und noch einige andere Leute mehr saßen dort und warteten.

Sie alle ließ der hin- und her laufende Tierarzthelfer, nach und nach, in das daneben liegende Arztzimmer hinein, dessen Tür er endlich auch für mich und Bauschan öffnete. Der Professor, ein Mann in fortgeschrittenem Alter, mit weißem Arztkittel, goldener Brille und einem lockigen Scheitel, hatte ein sehr ruhiges und tierfreundliches Wesen, dem ich mich selbst und auch die Meinen, in jeder Leibesnot, anvertraut haben würde. Er lächelte väterlich, während meiner Beschreibung von Bauschans Problem und noch während ich sprach, untersuchte er schon den vor ihm sitzenden und von seiner Seite aus vertrauensvoll zu ihm aufblickenden Patienten herunter.

„Schöne Augen hat er“,

⁵⁴ Diese Bezeichnung soll eine Verniedlichung sein, kommt jedoch heutzutage als etwas Abwertendes herüber, darüber gibt bereits das Diminutiv Aufschluss. In jedem Fall nimmt der Erzähler diese Frau offenbar nicht besonders ernst, liegt es vielleicht daran, dass sie einen Mops besitzt, der unter Hundefreund:innen meist als nicht richtiger Hund angesehen wird?

sagte er, ohne an den Maulkorb zu denken und setzte die Untersuchung ruhig fort. Mit Hilfe seines Helfers, wurde der vor Erstaunen widerstandslose Bauschan auf einen Tisch gestellt und dann war es sehr rührend zu sehen, wie der Arzt ihm das schwarze Hörrohr ansetzte und das getigerte Männchen gewissenhaft auf Geräusche abhörte, ganz wie ich es, mehr als einmal im Leben, bei mir selbst machen gelassen hatte. Er horchte sein schnell arbeitendes Hundeherz ab und auch seine Organe, von unterschiedlichen Stellen aus.

Dann untersuchte er, das Hörrohr unter dem Arm, mit beiden Händen Bauschans Augen, seine Nase, sowie seinen Rachen und kam dann zu einem vorläufigen Ergebnis. Der Hund sei ein wenig nervös und blutarm, befand er, sonst aber in gutem Zustand. Die Herkunft der Blutungen sei nicht ganz klar, es könne sich um Nasenbluten handeln oder um Blutspucke. Aber auch ein Fall von trachealen oder pharyngealen Blutungen könne vorliegen, das sei nicht ausgeschlossen. Vielleicht spreche man, bis auf Weiteres, am zutreffendsten von Blutspuckerei, was von der Lunge her stammen könnte (Hämoptyse). Bauschan sollte sorgfältig beobachtet werden. Ich solle ihn an Ort und Stelle zurücklassen und mich in acht Tagen wieder melden, um ihn abzuholen.

Auf diese unerwartete Weise auf den neuesten Stand gebracht, verabschiedete und bedankte ich mich und klopfte Bauschan zum Abschied auf die Schulter.⁵⁵ Ich sah noch, wie der Gehilfe den neu Aufgenommenen über den Hof zum Eingang eines auf der Gebäuderückseite liegenden Gebäudes führte und wie Bauschan sich mit verwirrtem und ängstlichem Gesichtsausdruck nach mir umblickte. Und doch hätte er sich geschmeichelt fühlen sollen, denn ich fühlte mich selbst so. Es war ihm nicht besonders gut mitgespielt worden, in seinem bisherigen Leben und nun meinte man es endlich mal gut mit ihm.⁵⁶

Aber meine Spaziergänge waren von da an so, als äße ich ungesalzene Speisen, sie machten mir keinen richtigen Spaß mehr. Es gab keinen stillen Freudensturm, kein stolzes Jagdgetümmel um mich herum. Der Park erschien mir öde, ich langweilte mich. Ich rief öfters den Arzt an, um mich nach Bauschans Fortschritten zu erkundigen, auch um mir die Zeit des Wartens zu verkürzen. Die Antwort, von einem untergeordneten Mitarbeiter erteilt, lautete, dem Patienten gehe es, den Umständen entspre-

⁵⁵ Diese Art von Verabschiedung lässt darauf schließen, dass der Erzähler entweder wenig Empathie hat oder zu zurückhaltend ist, um seine wahren Gefühle zu zeigen. In jedem Fall erscheint diese etwas nüchterne Art, einen solchen Vorschlag des Arztes anzunehmen, etwas blutleer.

⁵⁶ Es handelt sich hier um ein Tier, dass natürlich nicht verstehen kann, warum ihn sein Besitzer auf diese, für ihn grausame Weise zurücklässt! Von Dankbarkeit dabei zu reden, die der Hund für diese Situation aufbringen soll, ist gelinde gesagt, unsensibel, grausam und absurd.

chend, gut. Näheres zu sagen, vermied man aus guten oder schlimmen Gründen.

12. Das Verließ.

Da inzwischen genau eine Woche vergangen war, dass ich Bauschan dort hin gebracht hatte, machte ich mich noch mal auf den Weg. Geleitet von zahlreich angebrachten Schildern, mit Hinweisen und Richtung weisenden Fingersymbolen (hier nach links, dort nach rechts), gelangte ich, auf geradem Weg und ohne Verirrungen, an die Tür der ärztlichen Praxis, wo Bauschan untergebracht war. Ich verstieß gegen die Regelung, die auf einem Schild angeraten wurde, vorher klopfen zu sollen und ging einfach hinein. Der recht kleine Raum, der mich umgab, erweckte den Eindruck eines Raubtierkäfigs und es herrschte dort auch eine entsprechende Atmosphäre. Nur, dass der Menageriegeruch von wilden Tieren hier, mit allerlei Gerüchen von Medikamenten, süßlich vermischt zu sein schien, eine beklemmende und mich zutiefst aufwühlende Mischung.

Es gab Gitterkäfige ringsherum, fast alle mit irgendwelchen Tieren bewohnt. Tiefes Gebell schlug mir aus einem von ihnen entgegen, an dessen offener Käfigtür sich ein Mann, offenbar der Wärter, soeben mit Rechen und Schaufel zu schaffen machte. Ohne seine Arbeit zu unterbrechen, begnügte er sich damit, meine Begrüßung zu erwidern. Dann überließ er mich einfach weiter mir selbst. Beim ersten Blick in die Runde des Raums, bei noch offener Tür, erkannte ich Bauschan direkt und ging sofort zu ihm hin. Er lag hinter den Gitterstäben seines Zwingers auf einer Art Bodenstreu, der wahr-

scheinlich aus Rindenmulch oder ähnlichem Stoffen zu bestehen schien und ihrem besonderen Duft dem Geruch der Tierkörper und dem des Desinfektionsmittels Karbol oder auch Lysoform noch hinzufügte. Er lag dort, wie ein Leopard, aber wie ein sehr müder, sehr teilnahmsloser und trauriger Leopard: ich erschrak über die mürrische Gleichgültigkeit, die er meinem Kommen entgegenbrachte. Schwach schlug er ein- oder zwei Mal mit dem Schwanz auf den Boden und erst als ich ihn ansprach, hob er den Kopf von den Pfoten, aber nur, um ihn sogleich wieder fallen zu lassen und trübe zur Seite zu blinzeln.

Ein Napf aus Ton mit Wasser stand im Hintergrund des Käfigs für ihn bereit. Außen, an den Gitterstäben, war eine in einen Rahmen gespannte, teils vorab gedruckte, teils handschriftliche Tabelle befestigt, die unter der Angabe von Bauschans Namen, Art, Geschlecht und Alter eine Fieberkurve zeigte.

„Hühnerhund-Bestand“,

stand dort,

„genannt Bauschan“. Männlich. Zwei Jahre alt. Eingeliefert an dem und dem Tag und Monat des Jahres, zur Beobachtung wegen okkultur Blutungen.“

Und dann folgte die mit einem Schreibstift gezogene und übrigens in geringen Schwankungen verlaufende Fieberkurve, mit Angaben in Ziffern, über

die Häufigkeit von Bauschans Puls. Er wurde also gemessen, wie ich sah und auch der Puls wurde von ärztlicher Seite kontrolliert, in dieser Richtung fehlte es an nichts. Aber sein Gemütszustand war es, der mir Sorgen machte.

„Ist das Ihrer?“

fragte der Wärter, der sich mir inzwischen, mit seinen Geräten in der Hand, vorsichtig genähert hatte. Er war mit einer Art von Gärtnerschürze bekleidet, ein gedrungener, rundbärtiger und rotbäckiger Mann mit braunen, etwas blutunterlaufenen Augen, deren treuer und feuchter Blick selbst auffallend hundeartig wirkte (Vielleicht färbte sein Beruf auf ihn selber ab). Ich bejahte seine Frage, berief mich auf die erhaltene Weisung, heute wieder vorbei zu kommen, erinnerte an die mit seinem Büro geführten Anrufe und erklärte, ich sei gekommen, um zu erfahren, wie es um Bauschan bestellt sei. Der Mann warf einen Blick auf die Tabelle. Ja, es seien okulte Blutungen, woran der Hund leide, sagte er und damit sei es immer eine langwierige Sache, besonders wenn man nicht recht wisse, woher sie kämen. Ich fragte, ob es noch immer nicht herausgekommen wäre, was konkret die Ursachen seien. Nein, man wisse es noch nicht richtig. Aber der Hund sei ja zur Beobachtung da und er werde auch beobachtet.

„Und die Blutungen dauern noch an?“

„Ja, manchmal wiederholen sie sich noch.“

„Und dann werden sie beobachtet?“

„Ja, ganz genau.“

Ob denn Fieber vorhanden sei, fragte ich, indem ich aus der Kurve am Gitter klug zu werden versuchte. Nein, kein Fieber. Der Hund habe seine ordnungsgemäße Körpertemperatur und Pulszahl, ungefähr neunzig Schläge in der Minute, das sei das Richtige, weniger dürften es gar nicht sein und wenn es viel weniger wären, so müsste er noch viel intensiver beobachtet werden. Überhaupt, sei der Hund, ja bis auf die okkulten Blutungen, recht gut beisammen. Er habe wohl anfangs geheult, rund vierundzwanzig Stunden lang, aber dann habe er sich eingelebt. Fressen wolle er sicherlich nicht viel, aber er habe ja auch keine Bewegung und dann komme es darauf an, wie viel er früher gefressen habe. Was man ihm denn gäbe, fragte ich nach? Suppe, sagte der Mann. Aber, wie schon gesagt, er nehme nicht viel davon.

„Er macht einen bedrückten Eindruck“,

bemerkte ich mit gespielter Sachlichkeit. Ja, das wäre so, aber das habe nichts weiter zu sagen. Denn es sei ja am Ende nicht lustig für einen Hund, so dazuliegen und beobachtet zu werden. Bedrückt seien sie alle mehr oder weniger, das heiÙe: die Gutartigen wären so, manch einer aber werde sogar aufmüÙig und bissig dabei. Aber das könne er von dem da nicht sagen. Das sei ein Gutartiger, der

würde nicht bissig werden und wenn man ihn bis an sein Lebensende beobachten würde.

Damit gab ich dem Mann Recht, aber ich tat es mit großem Kummer und Empörung im Herzen. Wie lange denn, fragte ich, werde ein weiterer Beobachtungszeitraum noch dauern? Wieder blickte der Mann auf die Tafel. Acht Tage noch, sagte er, seien nötig zur Beobachtung, das habe der Herr Professor verordnet. Nach weiteren acht Tagen solle ich wiederkommen und nachfragen; dann würden es vierzehn im Ganzen sein und dann werde man mir sicheren Bescheid geben können über den Hund und in Bezug auf seine Heilung von den okkulten Blutungen.⁵⁷

Ich ging dann nach Hause, nachdem ich noch einmal versucht hatte, Bauschans Lebensgeist durch guten Zuspruch zu wecken. Er schien sich nicht für mein Weggehen zu interessieren, ebenso wenig, wie für mein Kommen vorhin. Verachtung und bittere Hoffnungslosigkeit schienen ihn zu bestimmen.

›*Da du fähig warst*‹,

schien seine Haltung auszudrücken,

⁵⁷ Interessant ist hierbei, dass der Erzähler nicht mit dem Arzt selbst sprechen will, denn der ist eigentlich derjenige, der Auskunft erteilen müsste. Der Stallknecht spielt sich hier ein bisschen wie ein Arzt auf, aber das scheint zu dieser Zeit eher „normal“ zu sein, zumindest kritisiert dies der Erzähler nicht.

›mich in diesen Käfig auszuliefern, erwarte ich nichts mehr von dir.«

Und musste er nicht an Vernunft und Gerechtigkeit verzweifeln? Was hatte er getan, dass ihm dies geschah und dass ich es nicht nur zuließ, sondern es selbst in die Wege geleitet hatte? Ich hatte es gut mit ihm gemeint, er hatte ja geblutet und wenn das ihm selbst auch weiter nichts auszumachen schien, so hatte doch ich es für angemessen gehalten, dass sich die medizinische Wissenschaft seiner annähme, wie ein Hund in guten Lebensumständen und ich hatte es denn ja auch erlebt, dass sie ihn als etwas nervös und anämisch bezeichnet hatten, ähnlich einem Kind von edler Geburt.⁵⁸

Und nun musste es so für ihn ausgehen! Wie sollte ich ihm begreiflich machen, dass man ihm alle Ehre und Aufmerksamkeit gegenüber erwies, indem man ihn hinter Gitterstangen sperrte, wie einen Jaguar, ihm Luft, Sonne und freie Bewegung entzog, um ihm, stattdessen, tagein, tagaus mit dem Thermometer zu nerven?

⁵⁸ Diese Bemerkung rekurriert darauf, dass noble Abkömmlinge offenbar dazu geneigt hatten (oder im Ruf standen), nervös und blutleer zu sein, wahrscheinlich lag das daran, dass sie zu wenig Bewegung und Herausforderungen im (beruflichen) Leben zu meistern hatten und eher ständig in ihrem Schloss ausharrten, ohne viel frische Luft und Bewegung. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass Thomas Mann diese Art von adligem Dasein kritisiert, obgleich er sich oft selbst als Teil dieser gesellschaftlichen Schicht sieht.

Das alles fragte ich mich, als ich nach Hause ging und obwohl ich, bis dahin, Bauschan nur vermisst hatte, gesellten sich nun zu dieser Empfindung Sorgen um ihn, um sein Seelenheil hinzu und in mir kamen zweifelnde Selbstanklagen auf. War es nicht nur Eitelkeit und selbstsüchtiger Stolz gewesen, was mich dazu gebracht hatte, ihn in die Hochschule zu bringen? War insgeheim vielleicht der geheime Wunsch damit verbunden gewesen, ihn für alle Zeit loszuwerden, vielleicht war es sogar eine gewisse Neugierde und Eigensinn, mich endlich von seiner dauernden Bewachung frei zu schaufeln und zu sehen, wie es sei, wenn ich mich, in Eigenregie, nach rechts oder links ausrichten könnte, ohne in der belebten Außenwelt irgendwelche Gefühle, sei es der Freude oder der bitteren Enttäuschung, dadurch zu wecken? Tatsächlich genoss ich eine gewisse, und lange nicht mehr erprobte, innere Unabhängigkeit, seit Bauschans Internierung. Niemand behelligte mich durch die Glastür, mit dem Anblick seines Wartemartyriums. Niemand kam, um mir mit erhobener Pfote die Brust, mit einem Gelächter des Erbarmens, zu erschüttern, um mich zu baldigem Aufbruch zu drängen. Ob ich den Park aufsuchte oder zu Hause blieb, störte ja sonst niemanden. Das war bequem, beruhigend und hatte den Reiz von Neuheit.

Da aber der gewohnte Ansporn fehlte, ging ich beinahe gar nicht mehr spazieren. Meine Gesundheit litt daraufhin und während mein Zustand dem Bauschans, in seinem Käfig, nachgerade auffallend ähnlich wurde, stellte ich die anständige Betrach-

tung an, dass die Fessel des Mitgefühles meinem eigenen Wohlbefinden besser getan hatten, als die egoistische Freiheit, nach der mich insgeheim geseht hatte.

Auch die zweite Woche verging und am verabredeten Tag stand ich wieder mit dem rundbärtigen Wärter vor Bauschans Gitterhaus. Der Insasse lag auf der Seite, lag irgendwie hingestreckt auf dem Streu seines Käfigs, die ihm das Fell schmutzig machte und hielt im Liegen den Kopf hoch, so dass er rückwärts gegen die kalkige Rückwand des Zwingers blickte, mit glasigen und stumpfen Augen. Er rührte sich nicht. Dass er atmete, war kaum zu sehen. Nur ab und zu hob sich sein Brustkorb, der jede Rippe erkennen ließ und das mit einem Seufzer, den er mit leisem und herzzereißendem Klang seiner Stimmbänder von sich gab. Seine Beine schienen zu lang geworden, seine Pfoten unförmig groß, was von seiner erschreckenden Abmagerung herrührte. Sein Fell war äußerst ruppig, verknautscht und, wie bereits erwähnt, vom Wälzen im Rindenmulch stark verunreinigt. Er beachtete mich nicht, wie er überhaupt nie wieder irgendetwas beachten zu wollen schien. Ich fragte mich unwillkürlich, ob dieses merkwürdige, depressive Verhalten von seiner Krankheit herrührte oder eine psychische Begleiterscheinung seiner Gefangenschaft war?! Der Wärter schien das alles nicht zu wissen, der er zuckte, auf meine Frage hierzu, nur mit den Schultern.

Ganz und gar, sagte der Wärter, seien die Blutungen noch nicht verschwunden; sie kämen immer noch manchmal vor. Woher sie stammten, sei noch nicht ganz entschieden, auf jeden Fall seien sie harmloser Art. Ich könnte, wenn ich wollte, den Hund noch zu weiterer Beobachtung hier lassen, um ganz sicherzugehen oder ich könnte ihn auch wieder mit nach Hause nehmen, wo sich das Übel, mit der Zeit, dann auch wohl von selbst verlieren würde.

Da zog ich die geflochtene Schnur aus der Tasche, ich hatte sie wohlweislich eingesteckt und sagte, ich nähme Bauschan sofort mit mir. Der Wärter fand es vernünftig. Er öffnete die Gittertür und wir riefen Bauschan beide beim Namen, abwechselnd und gleichzeitig, aber er kam nicht, sondern starrte immer, über sich hinweg, in Richtung Kalkwand. Er wehrte er sich auch nicht, als ich mit dem Arm in den Käfig griff und ihn am Halsband herauszog. Er sprang hoch und fiel wieder auf den Boden, auf seine Füße und stand da mit eingekniffenem Schwanz, die Ohren zurückgelegt, es war ein Bild des Elends. Ich nahm in an mich, gab dem Wärter ein Trinkgeld und verließ die Abteilung, um in den vorderen Praxisräumen meine Rechnung zu begleichen, die sich bei einem Grundpreis von fünfundsiebzig Pfennigen pro Tag, zuzüglich des ärztlichen Honorars für

die erste Untersuchung, auf zwölf Mark fünfzig bezifferte.⁵⁹

Dann brachte ich Bauschan nach Hause, immer noch eingehüllt in die süßlich-wilde Duftatmosphäre der Klinik, die mein Begleiter in seinem Fell mit sich nach Hause trug.

Er war gebrochen an Leib und Seele. Tiere sind ungehemmter und ursprünglicher, also gewissermaßen menschlicher, in der körperlichen Erscheinung ihrer Gemütszustände, als wir; Redensarten, die unter uns eigentlich nur noch in moralischer Übertragung und als Metapher fortleben, treffen bei ihnen noch zu und das hat jedenfalls etwas Erheiterndes für das Auge und trifft im erfrischenden Wortsinn und ohne Vergleiche anzustellen, gut und gerne zu.⁶⁰ Bauschan »ließ«, wie man sagt, »den Kopf hängen«, das heißt: er tat es wirklich und wörtlich, verhielt sich wie ein abgehalftertes Droschkenpferd, das, Geschwüre an den Beinen und dann und wann

⁵⁹ Frage an: „Openai ChatGPT 2025 / Modell X = GPT-4.1 (chat-gptx.de), „Wieviel sind 12,50 Reichsmark von 1919 heute etwa wert?“

Antwort: „Umrechnung historischer Währungen ist ungenau; je nach Methode (Inflation, Kaufkraft, Lohnvergleich) ergeben sich verschiedene Werte. Für das Deutsche Reich 1919 kann man grobe Näherungswerte angeben: Kaufkraft/Inflationsvergleich: 12,50 RM (1919) entsprechen ungefähr 100–150 Euro (grobe Schätzung). Lohn- bzw. Warenkorbvergleich: je nach Berechnung bis zu ~200–300 Euro oder mehr (bei Vergleich mit durchschnittlichem Jahres-/Tageslohn). Kurz: Realistisch liegt der heutige Wert in der Größenordnung von etwa 100–300 Euro, je nach Vergleichsmaßstab“

⁶⁰ Diese Art von Erklärungsversuchen sind nahezu unverstündlich und erzeugen, zumindest beim Herausgeber, regelrechte Abneigungsreaktionen, ob dieser pseudointellektuellen Einlassungen.

mit der Haut zuckend, an seinem Halteplatz steht, während eine Zentnerlast seine arme Nase, die von Fliegen umwimmelt ist, auf das Pflaster zu drücken scheint. Es war, wie ich sagte: diese zwei Klinik-wochen hatten ihn in den Zustand zurückgeführt, worin er sich befunden hatte, als wir ihn damals auf dem Vorberg in Empfang genommen hatte; er war nur der Schatten seiner selbst, würde ich sagen, wenn das nicht den Schatten des ehemals frohen und stolzen Bauschan beleidigen würde. Der Hospitalgeruch, den er mitgebracht hatte, ging nach mehrfachen Seifenduschen, bis auf selten aufkommende Restgerüche, weg, aber wenn ein Bad für uns Menschen den seelischen Einfluss einer symbolischen Handlung besitzt, so konnte für den armen Bauschan die körperliche Reinigung noch lange nicht das Wiedererwachen seines Gemütes bedeuten. Am ersten Tage schon, nahm ich ihn mit mir ins Revier hinaus, aber mit traurig hängender Zunge schlich er nur neben meinem Fuß und die Fasanen freuten sich über ihre andauernde Schonzeit.

Zu Hause lag er noch tagelang, wie er zuletzt im Zwinger gelegen hatte und blickte gläsern vor sich hin, im Innern war er schlaff, ohne gesunde Ungeduld, ohne mich zum Ausgehen zu bewegen, so dass vielmehr ich ihn von seinem Lagerplatz am Eingang der Hütte abholen und antreiben musste. Selbst die wilde und wahllose Art, mit der er das Futter in sich hinein schlang, erinnerte an seine unwürdige Frühzeit. Dann aber war es schön zu sehen, wie er sich wiederfand; wie nach und nach

seine Begrüßungen das alte treuherzig-scherzhafte Ungestüm zurückgewannen, wie er, statt mürrisch dahergehinkt zu kommen, zum ersten Mal wieder auf meinen Morgenpfeiff reagierte und wieder heranstürmte, um mir die Vorderpfoten auf die Brust zu setzen und nach meinem Gesicht zu schnappen; wie im Freien die stolze Lust an seiner Körperlichkeit zurückkehrte, wie die kühnen und anmutigen Vorsteh-Posen, die hohen Sprünge, mit angezogenen Füßen, sich auf irgendein Lebewesen im hohen Gras wieder vor meinen traurigen Augen abspielten.

Er begann, alles zu vergessen. Der hässliche und für Bauschans Begriffsvermögen so unsinnige Zwischenfall sank zurück in die Vergangenheit, eigentlich unerklärt, nicht aufgehoben, durch klärende Verständigung, die unmöglich gewesen war. Aber die Zeit deckte alles zu, wie es ja auch zwischen Menschen manchmal geschehen muss und mit ihm zusammen, lebten wir weiter, während das Unausgesprochene tiefer und tiefer ins Vergessen zurückfiel. Einige Wochen lang kam es noch vor, in immer größeren Abständen, dass Bauschan eine gerötete Nase hatte; dann aber verlor sich die Erscheinung, sie war weg und so war es auch egal, ob es sich um Epistaxis oder um Hämatemesis gehandelt hatte.

Da habe ich, entgegen meinem Vorhaben, nun auch von der Klinik erzählt! Der Leser verzeihe die weitläufige Aus- und Abschweifung und kehre mit mir in den Park, zum Jagdvergnügen zurück, womit wir nun weitermachten, wie vorher. Kennen Sie das

weinende Geheul, womit ein Hund, seine äußersten Kräfte zusammenreißt, die Verfolgung des flüchtigen Hasen aufnimmt und mit welcher Wut und Freude, Sehnsucht und ekstatischer Verzweiflung sich das alles mischt? Wie oft habe ich Bauschan dabei beobachtet! Es ist die Leidenschaft selbst, die da durch die Landschaft schallt und jedes Mal wieder, wenn der Schrei dieser Wildnis, von Fern oder Nah an mein Ohr dringt, erschrecke ich auf eine heitere Weise; es fährt mir in die Glieder; froh, dass Bauschan heute auf seine Kosten kommt, laufe ich vorwärts oder zur Seite, um die Hetze möglichst in mein Gesichtsfeld zu bringen und wenn sie an mir vorüberbraust, stehe ich gebannt und gespannt da, obwohl der nichtige Ausgang des Abenteuers bereits im Voraus feststeht und schaue zu, während mir ein erregtes Lächeln das Gesicht verzieht.

13. Der Hase.

Der gemeine oder furchtsame Hase! Er zieht die Ohren durch die Luft, mit dem Kopf im Genick, rennt er um sein Leben und büchst, in langen Sprüngen, vor dem innig heulenden Bauschan aus, indem er das Hintergeläuf, das weißlich-gelbe Gesäß, in die Lüfte schleudert. Und doch sollte er, im Grunde, von seiner angstvollen und fluchtgewohnten Seele wissen, dass er nicht in ernster Gefahr ist und dass er davonkommen wird, wie noch jeder seiner Brüder und Schwestern. Auch er war selbst wohl schon, das ein oder andere Mal, im gleichen Fall davongekommen. Nie im Leben hat Bauschan einen von ihnen erwischt und wird es wohl auch nicht, es ist so gut wie unmöglich. Viele Hunde, so heißt es, bedeuten für den Hasen den Tod; ein einzelner kann es nicht schaffen und überträfe er Bauschan auch noch an ausdauernder Schnelligkeit. Denn der Hase verfügt ja über den ›Haken‹, über den Bauschan nun einmal nicht verfügt und damit ist die Sache entschieden. Es ist eine unfehlbare Waffe und Fähigkeit der zur Flucht Geborenen, ein jederzeit anwendbares Hilfsmittel, das er im Sinn hat, um es im entscheidenden und für Bauschan hoffnungsvollsten Augenblick anzuwenden und Bauschan ist damit verkauft und verraten.

Da kommen sie schräg durch das Gehölz gesprungen, überqueren, vor mir, den Pfad und sprinten in Richtung Fluss, der Hase stumm und seinen ererbten Trick im Kopf, Bauschan, der mit hohen, jammernden hohen Kopftönen heult.

›Heule nicht!‹

denke ich.

›Du verausgabst damit deine Kräfte, Lungenkräfte, Atemkräfte, die du aufsparen und alles bereit halten solltest, um ihn zu bekommen!‹

Und ich denke so, weil ich an der Sache innerlich beteiligt bin, weil ich auf Bauschans Seite stehe, weil seine Leidenschaft auch mich ergreift, so dass ich ihm eifrig den Sieg wünsche, auf die Gefahr hin, dass er den Hasen vor meinen Augen in Stücke zerreißt. Wie er rennt! Ein Wesen mit äußerster Anspannung aller seiner Kräfte zu sehen, ist schön und ein großer Genuss. Er rennt besser, als der Hase, seine Muskulatur ist stärker, der Abstand zwischen ihnen hatte sich deutlich verkleinert, bevor sie mir aus den Augen rannten. Und ich renne ebenfalls, ohne Weg, links durch den Park und zum Ufer hin und treffe gerade rechtzeitig auf der Kiesstrae ein, um die Jagd von rechts herankommen zu sehen, die hoffnungsvolle, aufregende Jagd. Denn Bauschan ist dem Hasen fast auf den Fersen, er ist still geworden, er rennt mit zusammengebissenen Zähnen, die unmittelbare Witterung treibt ihn zum Letzten, und ich rufe:

›Einen Vorstoß noch, Bauschan!‹,

denke ich und möchte weiter rufen:

›Gut gezielt und mit Besonnenheit, gib acht auf den Haken!‹,



Abb. 9

aber da ist der Haken auch schon, das Unglück ist da. Der entscheidende Vorstoß geschah und im gleichen Augenblick entsteht auch ein Ruck, ein kurzes, leichtes und schnippchenhaftes Wegzucken des Hasen, im rechten Winkel zur Richtung des Laufs und Bauschan schießt an seinem Hinterteil vorbei, läuft und heult dabei, er ist hilflos und bremst, so dass Kies und Staub in die Höhe fliegen, geradeaus und bis er seine Bewegung stoppt, sich herumgerissen und in neuer Richtung wieder flott gemacht hat, bis dies unter Seelenqual und Jammergeheul geschafft ist, hat der Hase einen bedeutenden Vorsprung, in Richtung Unterholz gewonnen, ja, ist dem Verfolger wohl ganz aus den Augen gesprungen, denn während seines verzweifelten Bremsmanövers konnte er nicht sehen, wohin der andere lief.

›Es ist umsonst, es ist schön, aber vergeblich ... ‹,

denke ich,

›... während sich die wilde Jagdgesellschaft, in entgegengesetzter Richtung, durch den Park entfernt.‹

Es müssten mehrere Hunde sein, fünf oder sechs, eine ganze Meute. Andere müssten ihm in die Flanke springen, ihm von vorne den Weg abschneiden, ihn stellen und ihm den Genickstoß geben. Und mein aufgeregtes Auge erblickt im Inneren einen Rudel von Schweißhunden, die sich mit hängenden Zungen auf den Hasen in ihrer Mitte stürzen. Ich

denke und träume so aus Jagdleidenschaft, denn was hat mir der Hase getan, dass ich ihm ein entsetzliches Ende wünsche? Zwar steht Bauschan mir näher und es ist in Ordnung, dass ich mit ihm fühle und ihn mit meinen Wünschen begleite, aber der Hase ist doch auch ein warmherziges Lebewesen und hat meinen Jäger nicht aus Bosheit geprellt, sondern aus dem dringenden Wunsch, noch eine kleine Weile weiche Baumtriebe knabbern und Nachwuchs zeugen zu können.

«*Etwas anderes*»,

denke ich weiter,

«Es ist etwas anderes, wenn dies hier» ...

und ich betrachte den Spazierstock in meiner Hand

«... wenn dies hier nicht so ein unnützer, gutmütiger Stock wäre, sondern ein Ding von ernsterer Konstruktion, der blitzartig handeln und aus der Ferne wirken könnte, womit ich dem mutigen Bauschan zu Hilfe kommen und den Hasen aufhalten könnte, so dass er mit einem Salto mortale dort stehen bliebe. Dann bedürfte es keiner weiteren Hunde und Bauschan hätte das Seine getan, wenn er den Hasen nur gefangen hätte.»

Wie aber die Dinge liegen, ist es umgekehrt: Bauschan, der, wenn er den verdammten «Haken» papieren will, sich manchmal überschlägt, was übrigens in einigen Fällen auch der Hase tut. Aber für

ihn ist es eine Kleinigkeit, etwas Leichtes und Angemessenes, bestimmt nicht mit irgendeinem Elendsgefühl verbunden, während es für Bauschan eine schwere Erschütterung bedeutet, bei der er sich recht wahrscheinlich einmal den Hals brechen könnte.

Oft endet eine solche Jagd schon in wenigen Minuten, wenn es nämlich dem Hasen gelingt, sich nach kurzer Hatz, im Unterholz wegzuducken und zu verbergen oder den Jäger durch Haken und Finnen von seiner Fährte abzubringen, so dass dieser unsicher stutzt, hierhin und dorthin rennt, während ich, in meinem Blutdurst, ihm vergeblich mit ihm vielleicht sogar fremden Worten hineinschreie und ihm mit dem Stock die Richtung zeigen will, in der ich den Hasen weglaufen sah. Oft aber auch, zieht sich die Jagerei lange und weit durch die Landschaft hin, so dass Bauschans inbrünstig jaulende Stimme wie ein Signalhorn weit weg, irgendwo in der Gegend erklingt, abwechselnd näher und wieder weiter weg zu hören ist, während ich still, auf seine Rückkunft warte und meinen Pfad weitergehe.

Und du, lieber Gott, in welchem Zustand kehrt er dann am Ende zu mir zurück! Schaum trieft ihm vom Maul, seine Lenden sind ausgehöhlt, seine Rippen tanzen auf und ab, lang hängt ihm die Zunge aus dem unproportional wirkenden, klaffenden Rachen, der ihm die jagdtrunken schwimmenden Augen schief und mongolisch verzerrt und sein Atem klingt wie der Wasserdampf einer stampfenden Dampfmaschine.

„Leg dich hin, Bauschan und ruhe dich aus oder dich trifft der Schlag!“

sage ich ihm und gehe nicht weiter, um ihm Zeit zur Erholung zu gewähren. Besonders im Winter wird mir angst und bange um ihn, bei Frost, wenn er keuchend die eisige Luft in sein erhitztes Inneres pumpt und als weißen Dampf wieder von sich gibt, auch das ganze Maul voll Schnee nimmt und sogar verschlingt, um seinen Durst zu löschen. Während er aber daliegt, mit wirren Augen zu mir hoch schaut und dann und wann seinen Speichel einschlürft, kann ich doch nicht verhindern, ihn wegen der ständigen Erfolglosigkeit seiner Anstrengungen etwas zu verspotten.

„Wo ist der Hase, Bauschan?“

und er schlägt mit dem Schwanz auf den Boden, hält, wenn ich spreche, einen Augenblick das hastige Pumpwerk seiner Flanken an und schlürft verlegen, denn er weiß nicht, dass mein Spott nur ein Schamgefühl und mein schlechtes Gewissens vor ihm und mir selbst verschleiern soll, weil ich ihn meinerseits, bei seinem Tun wieder nicht unterstützen konnte und nicht der Mann war, der es schaffte, den Hasen *«aufzuhalten»*, wie es Sache eines richtigen Herrn gewesen wäre. Er weiß es nicht und darum kann ich wohl über ihn spotten und es so hinstellen, als ob er es bei all dem irgendwie falsch gemacht hätte.

Seltsame Zwischenfälle ereignen sich bei diesen Jagdspiele. Nie vergesse ich, wie der Hase mir einmal in die Arme sprang. Es war am Fluss, auf der schmalen und lehmigen Promenade. Bauschan hetzte und ich kam vom Gehölz her in den Uferbereich, schlug mich durch die Distelstauden des Kiesdamms durch und sprang die grasige Böschung hinunter, auf den Weg. In dem Augenblick, als der Hase herüberkam, befand sich Bauschan in einem Abstand von fünfzehn Schritten hinter ihm und rannte, in langen und hüpfenden Sätzen, aus der Richtung des Fährhauses, wohin ich gerade hinschaute, herüber, mitten auf den Weg und kam dabei genau auf mich zu. Mein erster, jägerisch-feindlicher Antrieb war, die Gelegenheit wahrzunehmen und dem Hasen den Weg zu verstellen, ihn möglichst in den Rachen des schmerzlich jauchzenden Verfolgers, namentlich Bauschan, zu treiben.

So stand ich, wie angewurzelt, reglos an Ort und Stelle und bewegte voller Leidenschaft, ganz heimlich meinen Stock in der Hand, während der Hase näher und näher heranlief. Sein Gesichtsfeld ist sehr ungenügend, ich wusste das; nur sein Gehör und Geruch ermöglichen ihm, Warnungen vor Gefahr wahrzunehmen. Er konnte mich sogar nur für einen Baum halten, wie ich da stand, das war mein Plan und ich wünschte sehr, dass er es auch genauso wahrnehmen und sich darin schrecklich täuschen würde. Die möglichen Folgen waren mir ziemlich egal, die ich aber ausnutzen wollte. Ob er diesem Irrtum, zu irgendeinem Zeitpunkt, tatsäch-

lich erliegen würde, ist nicht sicher. Ich glaube, er bemerkte mich überhaupt erst im alleräußersten Augenblick und was er tat, war so unerwartet, dass es all mein Vorhaben im Nu über den Haufen warf und einen erschütternden, plötzlichen Wechsel meines Gemütszustandes erzeugte.

War er von Sinnen vor Todesangst? Er sprang dann verzweifelt an mir hoch, genau wie ein Hündchen, lief mit den Vorderpfoten an meinem Mantel hoch und zielte aufrecht hängend, mit dem Kopf genau in die vermeintliche Sicherheit meines Schoßes. Mit erhobenen Armen, den Oberkörper zurückgebeugt, stand ich da und sah zum Hasen hinunter, der seinerseits zu mir hochschaute. Es war nur eine Sekunde lang so oder auch nur während des Bruchteils einer Sekunde, aber es geschah genau so. Ich sah ihn so merkwürdig deutlich vor mir, sah seine langen Löffel, von denen der eine aufrecht stand, der andere nach unten hing, seine großen und blanken, kurzsichtig hervortretenden Augen, seine rissige Lippen und langen Schnurrbarthaare, das Weiße seiner Brust und die kleinen Pfoten, ich fühlte oder glaubte das Zucken seines gehetzten Herzchens zu fühlen und es war seltsam, ihn so deutlich zu sehen und nahe an mir daran zu haben, den kleinen Dämon des Ortes, das innere schlagende Herz der Landschaft, dieses ewig flüchtende Wesen, das ich immer nur für kurze Augenblicke in ihren Wiesengründen und Weiten bemerkt hatte, wie sie komisch Reißaus nahmen und das sich nun, in seiner höchsten Not und Ratlosigkeit, an mich schmiegte und fast meine Knie umfasste, die Knie des Menschen,

nicht von dem, so kam es mir vor, der Bauschans Herr war, sondern die Knie von dem, der auch Herr der Hasen und besonders sein Herr war, so gut wie der von Bauschan.

Es war, sage ich, nur eine kurze Sekundenfrist so: dann hatte sich der Hase schon wieder von mir gelöst, sich wieder auf die ungleichen Beine gestellt und die Böschung zur Linken erklommen, während statt ihm, Bauschan zu mir kam. Bauschan kam mit Horrido und allen Kopftönen der Leidenschaft, wobei er, bei seiner Ankunft, stark unterbrochen wurde. Denn ein gezielter und wohl überlegter Stockschlag ⁶¹ vom Herrn des Hasen, ließ ihn quiekend und mit einem vorübergehend gelähmten hinteren Oberschenkel, rechts vom Abhang ein Stück des Weges hinunterstolpern, den er dann, hinkend, erst wieder hinaufklettern musste, bevor er, mit starker Verspätung, die Fährte des nicht mehr sichtbaren Hasen wieder aufnehmen konnte.

⁶¹ Was soll dieser Ausbruch von Gewalt an dieser Stelle wieder bedeuten? Leider vergällt den Lesenden dieser unnötige Ausbruch das Weiterlesen dieser ansonsten sehr spannenden Geschichte! Schade! Bauschan ist offenbar sogar verletzt und Thomas Mann bzw. sein Erzähler scheint das „normal“ zu finden!

14. Die Wasservögel.

Schließlich gibt es da noch die Jagd auf Wasservögel, der ich ebenfalls einige Zeilen widmen will. Sie kann nur im Winter und im kälteren Frühjahr stattfinden, bevor die Vögel den Aufenthalt, in der Nähe der Stadt, der für sie nur ein Notbehelf und eine Forderung des Magens ist, mit dem an den Seen vertauschen. Sie ist weniger aufregend, als es die Hasenhetze sein kann, hat aber ebenso etwas sehr Anziehendes für den menschlichen Jäger und Hund oder vielmehr für den tierischen Jäger und seinen Herrn: für diesen nämlich, vor allem in Bezug auf das Landschaftliche, da die vertrauliche Nähe des lebendigen Wassers damit verbunden ist; dann aber auch, weil es einen sehr unterhält und zerstreut, das Dasein dieser Schwimmer und gleichzeitigen Flieger anzuschauen und dabei, gleichsam aus der eigenen Existenz herauszukommen, um, versuchsweise, an der von ihnen teilzuhaben.

Die Lebensstimmung der Enten ist milder, „bürgerlicher“, sprich angepasster, auch behäbiger, als die der Möwen. Sie scheinen fast immer satt zu sein und wenige Nahrungssorgen zu haben, wahrscheinlich, weil das, was sie brauchen, überall vorhanden und der Tisch für sie immer gedeckt ist. Denn, wie ich sehe, fressen sie beinahe alles: Würmer, Schnecken, Insekten oder auch einfach einen Schlamm und haben dann reichlich Zeit, auf den Ufersteinen in der Sonne zu sitzen, den Schnabel, behaglich unter einen Flügel geschoben, ein Schläfchen zu machen, sich das Gefieder einzu-

fetten, so dass es mit dem Wasser so gut, wie gar nicht in Berührung kommt, das nunmehr nur noch in geronnenen Tropfen von seiner äußersten Oberfläche abperlt oder auch nur, zum bloßen Vergnügen, auf den strömenden Fluten spazieren zu „fahren“, wobei sie sich, das spitz zulaufende Steißbein in der Luft, drehen und wenden und selbstgefällig die Schultern zurechtrücken.

Aber im Wesen der Möwen liegt etwas Wildes, Heiseres, Ödes und Schwermütig-Eintöniges; eine harte Stimmung schwer darbender Räuberei umwittert sie, wie sie beinahe den ganzen Tag in Scharen und mit schräg kreuzenden Flügelschlägen den Wasserfall und die Stelle umkrächzen, wo sich bräunliche Abwässer, aus dem Mündungsschlund breiter Abflussrohre, in den Fluss ergießen. Denn das Hinunterstoßen auf Fische, was einzelne ständig üben, ist bei Weitem nicht ausreichend genug, um ihren ausschweifenden Massenhunger zu stillen und es mögen nur wenige Brocken sein, mit denen sie oft Vorlieb nehmen müssen, wenn sie sie, im Flug, den Zuflüssen entrissen und in ihren krummen Schnäbeln abtransportiert haben. Sie mögen das Ufer nicht, aber bei niedrigem Wasserstand stehen und kauern sie dicht gedrängt auf den Klippen, die dann aus dem Fluss herausragen und die sie in einer Art weißer Massenansammlung bedecken, so, wie Klippen und Inseln nordischer Meere von weißen Vögeln nur so wimmeln. Möglicherweise sind es Heere von nistenden Eidergänsen und es ist wunderbar zu sehen, wie sie sich, alle auf einmal, krächzend auf den Weg machen und in die Lüfte

erheben, vor allem dann, wenn Bauschan sie vom Ufer her, über die dazwischen strömende Flut hinweg, mit Bellen bedroht. Sie könnten sich sicher fühlen; es besteht ja keine ernste Gefahr. Denn von seiner angeborenen Wasserscheu ganz zu schweigen, hütet sich Bauschan, wohlweislich und mit allem Respekt vor der Strömung des Flusses, der seine Kräfte nie und nimmer gewachsen wären und die ihn ganz sicher, Gott weiß wohin, ins Weite mitreißen würde. Wahrscheinlich wäre das eine „Fahrt“, bis zur Donau hin, doch würde er dorthin nur in einem äußerst entstellten Zustand gelangen können, wofür wir schon Beispiele kennengelernt hatten. Dies war in Form aufgeblähter Katzenkadaver vorgekommen, die wir unterwegs gesehen hatten. Nie geht er weiter in den Fluss hinein, als bis auf die vordersten, schon überspülten Ufersteine und wenn auch die genussvolle Jagdwut an seinen Gliedern zerrt, wenn er auch den Gesichtsausdruck der Jagd zeigt, als sei er im Begriff, sich in die Wellen zu stürzen und nun, im allernächsten Augenblick, als werde er es tun. Es ist aber doch Verlass auf seine Besonnenheit, die trotz der Leidenschaft wachsam bleibt und es hat bei dem fast pantomimischen Anlauf, der äußersten Vorbereitung zur Tat, damit tatsächlich sein Bewenden. Das alles sind nur leere Drohungen, die am Ende wohl überhaupt nicht von seiner Leidenschaft diktiert werden, sondern nur darauf aus sind, die Schwimfüßler mit starker Kaltblütigkeit zu täuschen und zu ängstigen.

Und die Möwen erweisen sich als zu dumm, um die Anstalten, die er macht, zu verspotten. Bauschan kann nicht zu ihnen hin gelangen, aber er schickt ihnen sein Gebell hinüber, seine über das Wasser hinausdröhnende Stimme geht zu ihnen hinüber, erreicht sie und auch sie ist etwas Materielles, ein Ansturm, der sie erschüttert und dem sie nicht lange standhalten können. Sie versuchen es wohl, sie bleiben sitzen, aber ein unruhiges Rucken geht durch ihr Gewimmel, sie drehen die Köpfe, eine und wieder eine, breitet, auf alle Fälle, schon mal die Flügel aus und plötzlich rauscht ihre ganze Gruppe, wie eine weißliche Wolke, aus der es bitter und fatalistisch krächzt, hoch in die Lüfte und Bauschan springt auf den Steinen hierhin und dorthin, um sie auseinanderzuscheuchen und in Bewegung zu halten. Denn Bewegung ist es, worauf es ihm ankommt, sie sollen nicht sitzen, sie sollen fliegen, flussaufwärts und -abwärts, damit er sie jagen kann.

Er fegt das Gestade entlang, von weither prescht er die ganze Länge des Ufers ab, denn überall sitzen Enten, den Schnabel in schnöder Behaglichkeit unter dem Flügel und überall, wohin er kommt, fliegen sie vor ihm weg, so dass es in der Tat wie ein Hineinspringen und ein lustiges Aufwirbeln des ganzen Strandstreifens ist, sie gleiten und plumpsen wieder aufs Wasser, das sie in Sicherheit wiegt und dreht oder sie fliegen mit ausgestrecktem Kopf über ihm dahin, während Bauschan, am Ufer entlangrennt und die Kraft seiner Füße, voller Ehrgefühl, mit der ihrer Schwingen misst.

Er ist entzückt und dankbar, wenn sie nur fliegen, wenn sie ihm zum herrlichen Wettrennen den Fluss hinauf und hinunter Gelegenheit geben und sie kennen wohl seine Absichten und gewinnen manchmal sogar Nutzen daraus. Ich sah eine Entenmutter mit ihrer Brut, es war im Frühling, der Fluss war schon leer von Vögeln, diese war mit ihren Kleinen, die noch nicht mitfliegen konnten, bei uns zurückgeblieben und sie hütete sie in einem schlammigen Tümpel, der, von dem letzten Hochwasser übriggeblieben, eine Vertiefung des trocken gefallenem Flussbettes füllte. Dort traf sie Bauschan an, ich beobachtete die Szene vom oberen Wege aus. Er sprang in die Pfütze, sprang mit Gebell und wilden Gebärden darin herum und jagte die Entenfamilie schrecklich durcheinander. Klar, er tat keinem Familienmitglied etwas Ernstes an, aber er machte ihnen natürlich über die Maßen Angst, so dass die Küken, mit ihren Stummelflügeln schlugen, nach allen Seiten wegstoben, die Ente aber von einem mütterlichen Heroismus ergriffen wurde, der sich blind und tollkühn auch dem stärksten Feinde zum Schutz der Brut entgegen wirft, um diesen durch einen rauschhaften, die natürlichen Grenzen scheinbar überschreitenden Mut zu verwirren und ins Bockshorn zu jagen. Mit gesträubten Federn, den Schnabel grässlich aufgerissen, flatterte sie, mit wiederholten Angriffen gegen Bauschans Schnauze, ging heldenhaft viele Male gegen ihn vor, wobei sie bedrohlich laut zischte. Tatsächlich erreichte sie dadurch, dass sie entsprechend verzerrt dreinblickte und sich äußerst entschlossen zeigte, ein verblüfftes Zurückweichen des Feindes, wenn auch,

ohne ihn ernsthaft und endgültig zum Abzug bewegen zu können. Bauschan drang nämlich immer mit lautem Brummen aufs Neue gegen sie vor. Da änderte die Ente ihr Verfahren und wählte die Klugheit, da sich ihr Heldenmut als unpraktisch erwiesen hatte. Wahrscheinlich kannte sie Bauschan, kannte von früher her seine Schwächen und kindischen Vorhaben. Sie ließ ihre Kleinen im Stich, und zwar nur *scheinbar*, entwickelte eine neue List, flog auf, flog über den Fluss, »verfolgt« von Bauschan, verfolgt, wie er meinte. Im Gegenteil aber, führte sie ihn vor, und zwar am Narrenseil seiner Leidenschaft, sie flog nun mit dem Strom, dann wieder in Gegenrichtung, weiter und weiter, während Bauschan, wie bei einem Wettrennen, neben ihr herlief, so weit flussabwärts und vom sumpfigen Teich der Küken weg, dass ich Ente und Hund beim Weitergehen ganz aus den Augen verlor.

Später fand der Singvogel wieder zu mir zurück, ganz gehetzt und atemlos. Die bestürmte Pfütze aber war, als wir wieder vorbeikamen, inzwischen völlig verlassen. So hatte es diese Mutter gemacht und Bauschan war ihr noch dankbar für die Abwechslung. Aber er hasst die Enten, die sich in bürgerlicher Gemütsruhe weigern, ihm als Jagdwild zu dienen, die sich einfach, wenn er dort hinstürmt, von den Ufersteinen auf das Wasser hinablassen und sich dort in schnöder Sicherheit vor seiner Nase herumschaukeln, unerschüttert von seiner machtvollen Stimme, nicht in ihrer Ruhe gestört, wie die nervösen Möwen, die durch seine schauspielerischen

schen Angriffe gegen die Flut kurz vor ihrem Zusammenbruch zu stehen scheinen.

Da stehen wir nun auf den Steinen nebeneinander, Bauschan und ich und zwei Schritte vor uns schwankt, in frechem Sicherheitsgefühl, den Schnabel in gezierter Würde gegen die Brust gedrückt, die Ente auf den Wellen, bestürmt von Bauschans wütender Stimme, doch ganz unangefochten davon, mit ihrer Vernunft und Nüchternheit. Sie rudert gegen den Strom, so dass sie ungefähr auf der selben Stelle bleibt, aber ein wenig wird sie doch in seiner Richtung abwärts getrieben und einen Meter seitlich von ihr, ist eine Stromschnelle, einer der schönen, schäumenden Katarakte, dem sie den eitel emporstehenden Steiß zuwendet.

Bauschan bellt, indem er die Vorderfüße gegen die Steine stemmt und ich belle innerlich mit; denn ich kann mir nicht helfen, ich nehme Anteil an seinen Hassempfindungen gegen die Ente und ihre freche Vernunft und wünsche ihr richtig Böses.

›Gib wenigstens acht auf unser Gebell,

denke ich,

›und nicht auf die Stromschnelle, damit du nicht plötzlich in den Strudel gezogen wirst und vor unseren Augen in eine unangenehme und entwürdigende Lage gerätst.‹

Aber auch diese zornige Hoffnung erfüllt sich nicht, denn knapp und genau im Augenblick ihrer Ankunft, am Rand des Wasserfalls, flattert die Ente ein wenig auf, fliegt ein paar Meter gegen den Strom und setzt sich wieder, die Unverschämte!

15. Der Jägersmann.

Ich darf nicht an den Ärger denken, mit dem wir beide, in solchen Fällen, die Ente beobachteten, ohne dass mir ein Abenteuer ins Gedächtnis kommt, von dem ich zum Schluss Bericht erstatten will. Es war mit einer gewissen Genugtuung für mich und meinen Begleiter verbunden, hatte aber auch sein Peinliches, Verstörendes und Verwirrendes, ja führte ein vorübergehendes Abkühlen des bis dato guten Verhältnisses zwischen Bauschan und mir herbei. Wenn ich es hätte voraussehen können, würde ich den Ort, wo es geschah, lieber gemieden haben. Es war weit draußen, flussabwärts, hinter dem Fährhaus, dort, wo schon die Uferwildnis nahe an den oberen Strandweg heranreicht, auf dem wir lang liefen. Ich ging langsam und Bauschan, ein wenig vor mir, in schiefem und lässigem Bummeltrab. Er hatte einen Hasen gehetzt oder, wenn man so will, sich von ihm hetzen lassen, hatte drei, vier Fasane aufgescheucht und blieb nun eben ein wenig bei mir, um auch den Herrn nicht ganz zu vernachlässigen. Eine kleine Gruppe von Enten flog, die Hälse gestreckt und in keilförmiger Anordnung, über den Fluss, ziemlich hoch und näher in Richtung des anderen Ufers, so dass sie als Jagdwild für uns auf keine Weise in Betracht kamen. Sie flogen mit uns, in unserer Richtung, ohne uns zu beachten oder auch nur zu bemerken und auch von uns, warf nur dann und wann der eine oder andere einen absichtlich gleichgültigen Blick zu ihnen hinüber.

Da geschah es, dass sich, auf der unserem steilen Ufer ziemlich ähnlichen, gegenüberliegenden Seite, ein Mann aus dem Gebüsch hervorquälte und, sobald er den Schauplatz betreten hatte, so merkwürdig verhielt, dass wir beide, Bauschan, ebenso sofort wie ich, unseren Gang verlangsamten und ihn genau beobachteten. Es war ein ziemlich stattlicher Mann, etwas rau in seinem Äußeren, mit einem hängenden Schnurrbart, der ihm schief im Gesicht saß, bauschigen Hosen, die aus einer Sorte sehr harten Samts, einem so genanntem Manche-ster (ein eng anliegender Anzug), bestanden und einer entsprechend ähnlich aussehenden Jacke, an der man allerlei Gurt- und Lederwerk bemerken konnte. Er trug einen Rucksack auf den Rücken geschnallt und eine Flinte am Riemen, über der Schulter. Besser gesagt: er hatte sie so getragen; denn kaum war er auf dem Gelände erschienen, als er die Waffe an sich zog und, die Wange schief gegen den Kolben gelehnt, ihren Lauf schräg aufwärts in Richtung Himmel richtete. Ein Bein mit einer Wickelgamasche hatte er vorangestellt, in der Handfläche seiner nach außen gedrehten Linken lag nun der Lauf, während er den Ellbogen, nach innen, unter den Lauf bog. An der markierten Stelle, wo die Hand am Hahn zu liegen hat, spreizte er dieselbe seitlich und richtete sein anvisierendes Gesicht schief und mutig in Richtung Sonnenlicht. Etwas entschieden operettenhaft Übertriebenes lag im Auftritt des Mannes, wie er dort, oberhalb des Ufergerölls, in dieser Freiluftszenerie von Buschwerk, Fluss und Himmel stattfand. Unsere erstaunte und intensive Beobachtung aber, konnte nur einen Au-

genblick andauern, da der flache Knall seines Schusses in die Stille hineinplatzte, auf den ich schon mit großer, innerer Anspannung gewartet hatte und der mich dann doch zusammenschrecken ließ.

Ein kleines Licht, blass, im Vergleich zum hellen Tageslicht der Sonne, blitzte gleichzeitig mit dem Knall auf, ein Wölkchen Rauch dampfte ihm nach und während sich der Mann einen theatralischen Schritt vorwärts fallen ließ, Brust und Gesicht in Richtung Himmel geworfen, die Flinte am Riemen in der rechten Faust, spielte sich dort oben, wohin er schaute und wohin auch wir blickten, ein Vorgang kurzer, panikartiger Verwirrung ab: die Entengruppe flog auseinander, ein wildes Flattern entstand, als wenn ein stoßartiger Sturmwind in lose Segeln hineinblasen würde. Es folgte der Versuch eines Gleitflugs und plötzlich zur Zielscheibe geworden, fiel der getroffene Körper, rasch wie ein Stein, in der Nähe des anderen Ufers auf die Wasserfläche hinunter. Das war nur die erste Hälfte der Szenerie. Doch muss ich hier die Beschreibung unterbrechen, um den intensiven Blick meiner Erinnerung nur auf Bauschan zu richten. Übliche Redensarten bieten sich an, um sein Verhalten zu kennzeichnen, ich würde sagen, er sei wie vom Donner gerührt gewesen. Allein das missfällt mir und ich mag es nicht.

Die großen Worte, abgenutzt wie sie sind, eignen sich gar nicht besonders, das Außerordentliche auszudrücken; vielmehr geschieht dies am besten, indem man die kleinen, einfachen Begriffe dafür in

die Höhe hebt und auf den Gipfel ihrer Bedeutung bringt. Ich sage nichts weiter, als dass Bauschan beim Flintenknall, durch seine eigenen Begleitumstände und krankheitsbedingten Folgeerscheinungen stark stutzte und es war dasselbe Stutzen, das ihm grundsätzlich bei ungewöhnlichen und unerwarteten Ereignissen zu eigen und mir von ihm bekannt sind, nur dieses Mal waren diese seine Reaktionen ins Unermessliche und Unerwartete schlimmer. Es war mehr, als ein Stutzen, ein Erschrecken, das seinen Körper nach hinten, nach links und nach rechts schleuderte, eine Panik, die ihm beim Zurückprallen den Kopf gegen die Brust stieß und diesen beim Vorstoß beinahe aus den Schultern herausriss, ein Horror, der aus ihm zu schreien schien:

›Was? Was? Was war das? Halt, in drei Teufels Namen! Wie war das?!‹

Er schaute und horchte in sich hinein, wegen dieser erschreckenden Dinge, mit einer Art von Entrüstung, wie sie das stärkste Erstaunen auslösen kann. Da waren sie auch schon, dort waren sie, wie auch immer sich diese ungeheuerlichen Neuigkeiten darstellten, sie waren schon immer irgendwie da gewesen. Ja, wenn es ihn so sehr erschütterte, wie jetzt, so dass er sich stückweise nach rechts und links und halb um sich selbst, immer wieder drehte, so war es, als schaute er sich ruckartig nach sich selber um, um zu fragen:

›Was bin ich? Wer bin ich? Bin ich's?‹

In dem Augenblick, als der Entenkörper auf das Wasser stürzte, machte Bauschan einen Sprung nach vorn, in Richtung des Böschungsgrands, als wollte er in das Flussbett hinunter und sich ins Wasser stürzen. Doch er erinnerte sich an die Strömung, stoppte seinen Impuls, schämte sich und schaute weiter nur zu. Ich beobachtete ihn mit Unruhe. Als die Ente gefallen war, fand ich, dass wir genug gesehen hätten und schlug ihm vor, wir sollten weitergehen. Er aber hatte sich hingesetzt, auf seine Hinterpfoten, das Gesicht mit den hoch angespannten Ohren, in Richtung des gegenüber liegenden Ufers, und als ich ihn fragte:

„Gehen wir, Bauschan?“,

wandte er nur äußerst kurz den Kopf zu meiner Seite, als wenn jemand, nicht ohne Ungeduld, sagen würde:

›Bitte störe mich jetzt nicht!‹

und schaute wieder in Richtung des Geschehens. So begnügte ich mich denn damit, überschlug die Füße, stützte mich auf meinen Stock und sah ebenfalls zu, was weiter geschah. Die Ente also, eine von diesen Enten, die sich oft in frecher Sicherheit vor unsere Nase herbeigeschaukelt hatten, trieb auf dem Wasser, sie sah aus, wie ein Wrack, man wusste nicht mehr, wo vorn und hinten war. Der Fluss ist ruhiger hier draußen, sein Gefälle nicht mehr so reißend, wie weiter aufwärts. Immerhin wurde der Entenleichenam sogleich von der Strö-

mung ergriffen, wurde um sich selbst gedreht und weggetrieben und wenn es dem Mann nicht nur ums Treffen und Töten gegangen war, sondern, wenn er mit seinem Vorhaben einen praktischen Zweck verfolgt hatte, so musste er sich nun sputen. Das tat er, ohne einen Augenblick zu verlieren, es spielte sich alles in größter Schnelligkeit ab.

Kaum war die Ente nämlich abgestürzt, sprang er auch schon auf, stolperte und stürzte beinahe die Böschung hinunter. Er hielt die Flinte mit gestrecktem Arm dabei von sich weg und wieder sah es höchst operettenhaft und romantisch aus, wie er, wie ein Täuberich oder ein mutiger Schmuggler in einem Melodram, über das wie eine Dekoration wirkende Steingeröll hinunter sprang. Bezeichnenderweise hielt er sich ein wenig schräg links, da die treibende Ente vor ihm davonschwamm und es für ihn darauf ankam, sie abzufangen. Und tatsächlich gelang es ihm, mit dem Flintenkolben, den er nach ihr ausstreckte, weit vorgebeugt und die Füße im Wasser, ihrem Wegschwimmen Einhalt zu gebieten und sie zu fassen zu kriegen: vorsichtig und mit einigen Schwierigkeiten, bugsierte er sie vor dem schiebenden Kolben gegen die Steine und zog sie dann an Land.

So war es geschafft und der Mann atmete auf. Er legte die Waffe neben sich ans Ufer, zog seinen Rucksack von den Schultern herunter, stopfte die Beute dort hinein, schnallte den Sack wieder auf und lief, nun angenehm beladen, gestützt auf seine

Flinte, wie auf einen Stock, in aller Ruhe über das Geröll und in Richtung Büschen nach oben.

›Nun, der hat seinen Braten für morgen‹,

dachte ich mit Beifall und gleichzeitiger Missgunst.

„Komm, Bauschan, nun gehen wir, weiter geschieht nichts.“

16. Der stille Streit.

Nachdem er aufgestanden war und sich einmal um sich selbst gedreht hatte, setzte sich Bauschan aber wieder und schaute dem Mann nach, auch als dieser vom Schauplatz schon weggegangen und zwischen den Sträuchern verschwunden war. Ich sah nicht ein, ihn zwei Mal zum Mitgehen aufzufordern. Er wusste, wo wir wohnten und wenn er es vernünftig fand, sollte er ruhig noch längere Zeit hier sitzen und glotzen, nachdem die Sache bereits vorbei war und nichts mehr zu sehen war. Der Heimweg war lang und ich, für meinen Teil, machte mich auf den Weg, zurückzugehen. Da kam er dann doch hinterher.

Er hielt sich ganz nah bei mir auf, auf diesem ganzen, schmerzlichen Heimweg, ohne zu jagen. Er lief nicht schräg vor mir, wie er es sonst gewohnt war, wenn er eben zum Stöbern und Aufspüren nicht aufgelegt ist, sondern ging etwas hinter mir, im Schrittempo und zog eine merkwürdige Art von Maul, was ich erst dann feststellte, als ich mich zufällig einmal nach ihm umsah. Es gab dafür aber gar keinen Grund und es fehlte nicht viel und ich hätte mich ihm gegenüber sehr verärgert gezeigt, dann aber tat ich das Gegenteil, ich war sogar kurz davor, zu lachen und die Achseln zu zucken. Aber alle dreißig bis fünfzig Schritte *gähnte* er und das war es, was mich nun doch verärgerte. Es war das unverschämte, sperrangelweite, grob gelangweilte und von einem piepsenden Kehllaut begleitete Gähnen, das deutlich ausdrückt:

›Ein schöner Herr! Kein rechter Herr! Ein lumpiger Herr!‹,

und obwohl der beleidigende Laut mich niemals unberührt lässt, so war es diesmal möglich, unsere Freundschaft bis auf den Grund zu zerstören.

›Hau ab!‹

sagte ich innerlich.

›Hau ab! Geh doch zu deinem Herrn mit der Donnerbüchse und schließ' dich im an, er scheint ja keinen Hund zu haben, vielleicht kann er dich brauchen, bei seinen Vorhaben. Er ist zwar nur ein Mann in Manchester und kein Herr, aber in deinen Augen mag er ja einer sein, ein Herr für dich und darum empfehle ich dir aufrichtig, zu ihm hin zu wechseln, weil er dir denn nun einmal einen Floh ins Ohr gesetzt hat, zu deinen übrigen anderen.‹

(So weit ging ich nun.)

›Ob er auch nur einen Jagdschein aufzuweisen hat, wollen wir ihn nicht fragen, es könnte sein, dass ihr beide in Schwierigkeiten kämt, wenn man euch, eines Tages, bei eurem sauberen Treiben ertappt, aber das ist eure Sache und mein Rat ist, wie gesagt, sehr ehrlich gemeint. Über dich Jägersmann!

Hast du mir je einen Hasen gebracht, für meine Küche, von all denen, die ich dich hetzen ließ? Meine Schuld ist es nicht, wenn du keine Ahnung hast, wie

man einen Haken schlägt. Wie du deine Nase in den Kies steckst, wie ein Idiot, in dem Augenblick, wo es besser wäre, Gewandtheit zu zeigen!

Oder einen Fasan, der doch nicht weniger willkommen gewesen wäre, in diesen mageren Zeiten? Und jetzt gähnst du! Hau ab, sage ich. Geh zu deinem neuen Herrn mit den Wickelgamaschen oder sieh' zu, ob er der Mann ist, dich an deinem Hals zu kraulen oder dich sogar dazu zu bringen, dass du lachst. Meiner Meinung, kann er selbst kaum lachen, höchstens sehr roh! Wenn du glaubst, dass er dich einem Tierarzt zur Beobachtung übergeben wird, falls es dir einfällt, okkult zu bluten oder dass du als sein Hund für nervös und blutarm erklärt werden wirst, hau' ab und geh' nur zu ihm, doch könnte es sein, dass du dich im Irrtum befindest, in Hinsicht auf das Maß von Anerkennung, das diese Art Herr dir entgegenbringen würde!

Es gibt Dinge und Unterschiede, für die solche bewaffneten Leute viel Sinn und Durchblick haben, natürliche Verdienste oder Nachteile, um meine Anspielung noch deutlicher zu machen, knifflige Fragen des Stammbaumes und der Ahnenreihe, dass ich mich ganz unmissverständlich ausdrücke, über die nicht jede:r mit verständnisvoller Humanität hinwegsieht und wenn er dir, bei der ersten Meinungsverschiedenheit, deinen Knebelbart vorhält, dein rüstiger Herr, und dich dann mit Schimpfnamen ruft, dann denke an mich und meine jetzigen Worte
... <

17. Waffenstillstand.

So beißend und böse sprach ich auf dem Heimweg zum hinter mir schleichenden Bauschan und wenn ich auch nur innerlich tatsächlich redete und meine Worte nicht laut werden ließ, um nicht exaltiert zu erscheinen, so bin ich doch überzeugt, dass er genau verstand, wie ich es meinte und jedenfalls der Hauptlinie meines Gedankenganges sehr wohl folgen konnte. Kurz, das Zerwürfnis war tiefgreifend und zu Hause angekommen, ließ ich absichtlich die Gartenpforte knapp hinter mir ins Schloss fallen, so dass er nicht mehr mit durchschlüpfen konnte und mit einem Sprung hinüberklettern musste. Ohne mich auch nur umzusehen, ging ich ins Haus und hörte noch, dass er quiekte, da er sich beim Klettern den Bauch gestoßen hatte, worüber ich nur höhnisch die Achseln zuckte.

Das aber ist nun schon lange her, mehr als ein halbes Jahr und es ist damit gegangen, wie mit dem ärztlichen Zwischenfall: Zeit und Vergessen haben es verdeckt und auf ihrem Schwemmgrund, der der Grund allen Lebens ist, machen wir weiter. Obwohl er noch einige Tage nachdenklich war, erfreut sich Bauschan längst wieder, in voller Unbefangenheit, der Jagd auf Mäuse, Fasanen, Hasen und Wasservögel und bei unserer Heimkehr beginnt schon sein Warten auf das nächste Mal.

Oben, vor der Haustür, drehe ich mich dann immer noch einmal nach ihm um und das ist das Zeichen für ihn, in zwei großen Sätzen über die Stufen zu

mir herauf zu springen und mit den Vorderpfoten an der Haustür hoch zu steigen, sich hoch daran aufzurichten, damit ich ihm zum Abschied die Schulter klopfe.

„Morgen wieder, Bauschan“,

sage ich,

„falls ich nicht in die Welt gehen muss.“

Und dann spute ich mich, hineinzukommen und meine Nagel- oder Gummischuhe loszuwerden, denn die Suppe steht auf dem Tisch.

~ Ende ~

Teil II

Die Recherche

1. Der Rechercheflug in die Vergangenheit.

Im Oktober 2025, hundert und sechs Jahre, nachdem Thomas Mann seine „Idylle“ verfasst hatte, verstieg ich mich darauf, in seine Welt mit seinem Hund Bauschein selbst einzutauchen. Wie gerne wäre ich dabei in der Lage gewesen, per Zeitmaschine und quasi auf Knopfdruck, in diese Epoche zu springen, um all die schönen Geschichten an ihren jeweiligen Örtlichkeiten selbst erleben zu dürfen.

So machte ich mich mit dem Flugzeug auf den Weg von Köln nach München. Der Flug selbst dauerte fünfzig Minuten und da mich diese kurze Dauer blendete, war ich nicht im Mindesten darauf gefasst, wie beschwerlich und langwierig eine solche „Kurzreise“ heute tatsächlich sein würde, wie lange sie also realiter dauern kann. Ich wurde bereits, auf mein eigenes Geheiß hin, nachmittags um 15:30 Uhr von zu Hause mit einem Taxi abgeholt und fuhr in ca. zwanzig Minuten zum Kölner Flughafen. Die Maschine sollte um 19:20 Uhr starten, denn um gewappnet für all das zu sein, was heute ein solcher Kurz- und Inlandsflug bedeutet, hatte ich frühzeitig das Haus verlassen.

Da ich länger nicht irgendwohin geflogen war, stellte das viele Neue, was es heute (2025) am Flughafen zu bewerkstelligen gilt, eine gewisse Art von höchst aufregender Neuigkeit für mich dar und obwohl ich technik- und vor allem computeraffin bin, gab es so einiges zu beachten bzw. erst kennenzulernen.

Kurzum, ich hatte zumindest schon einmal das online- und digitale Check-in bereits von zu Hause am Bildschirm, wenn auch mit Bauchschmerzen, geschafft, das bedeutet, dass man dann nicht mehr am üblichen „analogen“ Eincheckschalter lange zu warten braucht.

Am Flughafen selbst, lernte ich durch Zuschauen sehr schnell, dass es zunächst den Ausdruck eines Kofferlabels erforderte, um mein Gepäck selbst zu etikettieren, damit es digital für die Maschinerie zuzuordnen war. Ich scannte also an einem Automaten meine bereits zu Hause ausgedruckte Bordkarte ein und, wie durch Zauberei, erhielt ich, in Sekundenschnelle, das Identifikationslabel (früher hieß das Kofferanhänger). Dieses befestigte ich recht ungeschickt an meinem kleinen Koffer. Dann ging ich, in der unmittelbaren Nähe, an einen zweiten Automaten, wo ich mein Gepäck auf ein Rollband stellen und meine Bordkarte erneut einscannen musste. Der Koffer wurde dann, wie von Geisterhand, vom Band in die Weiten des Flughafens befördert, wo er, mit Hilfe der Striche eines kleinen Barcodes, automatisch meinem Flugzeug als Gepäck zugewiesen werden konnte.

All das, was ich früher kannte, hatte sich zumindest nun entpersonalisiert, es gab keine netten Stewardsen bzw. Flughafenmitarbeiter:innen, die wie Solche aussahen, mehr. Diese hatten mir bzw. allen Fluggästen, all das in der Vergangenheit abgenommen und es erledigt. Der Nachteil war aber eindeutig derjenige gewesen, dass man meist in einer lan-

gen Schlange warten musste, was jetzt, zumindest an meinem Flugtag, durch diese Automatisierung, wegfiel.

Soweit so gut:

Ich war eingeecheckt, mein Koffer war „weg“ und ich hatte mehr Zeit, als gedacht, bis dass mein Flieger abheben würde: Es war 16:10 Uhr und das bedeutete noch 2 Stunden und 10 Minuten bis zum Take-off.

Nur noch mit einem kleinen Rucksack bepackt, mit Papieren, Geld und Medikamenten bespickt, für den Fall, dass der Koffer verloren ginge, war diese Maßnahme, noch ein kleines Handgepäck mitzuführen, eine wichtige und richtige Entscheidung! Der Zeitraum bis zum Einsteigen, verging dann doch schneller, als gedacht, da ich Lesestoff bei mir trug und es im Flughafen eine kleine (gefühlte war es eher eine große) „Stadt“ voller Geschäfte und allerlei internationaler Restaurants, Bistros und Cafés gab, die einem die Zeit, wie ein schnell strömender Fluss erscheinen ließen.

Der nächste Schritt war es, die Sicherheitskontrolle zu durchlaufen. Von Laufen konnte dabei jedoch überhaupt keine Rede sein, denn hier war Schneckengeschwindigkeit das bessere Wort. Ich betrat eine riesige Halle, die, von mir aus betrachtet, in der Mitte horizontal durch eine Glaswand geteilt worden war. Es gab zahlreiche, nummerierte Durchgänge und man musste nun sogenannte Drängelgitter (offi-

ziell heißen sie Umlaufsperrern) entlang gehen. Diese nötigten einen, zunächst in der ersten Reihe von da, wo man die Sperrwege betrat, nach links zu gehen, um dann am Ende der Halle wieder zur anderen Seite derselben durchzuschleichen. Weit gefehlt, dass man nun bereits am Eingang war, dieser war noch weit entfernt. Man musste erneut nach links bis zum Ende der Halle zurückgehen. Dieses Prozedere wiederholte sich dann x-mal, so dass man, wenn man es geschafft hatte, endlich zum Eingang zu gelangen, mehrere Durchgänge durchgelaufen war.



Abb. 10

Ich durchschritzt also, nach diesem Affentheater, den ersehnten Eingang und traf auf ein Laufband, auf dem bereits zahlreiche, große Wannen mit Passagiergegenständen, wie Handtaschen, Hosengürteln, kleinem Handgepäck, Handys usw. gefüllt waren. Nachdem ich meine Sachen in der mir zugeteilten Wanne verstaut waren und sich diese in Richtung eines Gepäckscanners weiterbewegte, mussten wir

zu einem riesengroßen Körperscanner vorgehen, sich dort auf den Boden gemalten Fußabdrücken positionieren, die Hände nach beiden Seiten ausstrecken und abwarten, bis uns der Scanner durchleuchtet hatte und sein „Go“ gab.

Am Ende dieser etwas unheimlichen Prozedur und wenn das Gerät keinen Alarm gegeben hatte, konnte man sich aus der inzwischen auch durchleuchteten Wanne seine Sachen herausholen, sich den Hosengürtel wieder anziehen, sein Handy einstecken, seine Jacke wieder anziehen, sein Handgepäck herausnehmen und nun war man frei für den weiteren Konsumtempel, der einen im Wartebereich erwartete. Hunderte von Geschäften mit all den Gegenständen der Konsumgesellschaft wurden dort feilgeboten und man konnte so ziemlich alles an Speisen und Getränken zu sich nehmen, die man wollte. Hatte man ein Buch oder eine Zeitschrift vergessen, um den langweiligen Flug oder die noch folgende Wartezeit zu verkürzen, war das ebenfalls kein Problem: Es gab eine riesige Buchhandel, die so ziemlich alles feil bot, was es auf dem Markt zu geben schien.

Als ich schließlich um ca. 18 Uhr das Boarding beginnen wollte, musste ich jedoch noch einige Zeit warten, bis sich meine „Gruppe“, die ausweislich meiner Bordkarte die Letzte an der Reihe zum Einsteigen war, eine Schlange bildete und sich in Bewegung setzen konnte. Ich quälte mich nur langsam auf den Bordkartenscannern am Eingang zum Einstiegs-Gate zu. Unter der beruhigenden Aufsicht

einer Stewardess (oder war es doch nur eine Mitarbeiterin?), konnte ich beobachten, dass ich offenbar noch der Einzige war, der seine Bordkarte auf einem Stück Papier ausgedruckt vorhielt. 99 % aller Einsteigenden hatte die Bordkarte auf ihrem Smartphone. Nur ganz selten, verweigerte das Gerät einem solchen Handyträger den Zutritt, was dazu führte, dass sich die Schlange gedulden musste, bis dass kundige Mitarbeiter:innen herbeieilten, um das digitale Problem zu lösen. Dies gelang dann aber doch in Windeseile und weiter ging's.

Noch nie hatte ich erlebt, dass die reine Fahrt- bzw. hier die bloße Flugstrecke, das Kürzeste von allem anderen drumherum war. Denn, als ich in München landete, war es bereits zwanzig Uhr, als ich, nach langem Warten an der Gepäckausgabe, das Gebäude in München verlassen können würde.

Es geschah dort nämlich Folgendes:

Der Weg vom Aussteigepunkt am Flugzeug, bis zur Gepäckausgabe, dauert in den meisten Flughäfen der Welt nicht unbedingt lange, man geht um zwei, drei Ecken und schon erspäht man eine Anzeigetafel, die einem sagt, wo der Koffer herauskommen wird. Man geht dorthin, wartet ein paar Minuten und schon hat man sein Gepäck vom Laufband geholt und ist bald aus dem Flughafengebäude heraus. Nicht aber so in München. Hier muss man kilometerlang durchs Gebäude laufen, es gibt sogar unterwegs sogenannte Gehsteige (wie ebenerdige Rolltreppen, aber ohne Treppen), die das Laufen

beschleunigen sollen. Nach gefühlten, mehreren Kilometern erreicht man schließlich einen selbst fahrenden Shuttlezug, der den Passagier (eher ehemaligen Passagier) zur Gepäckausgabe bringen soll. Dies tut er auch, aber es dauert halt alles viel länger, als gedacht. Am Ziel angekommen, muss man wieder einige Gänge durchlaufen, bis man endlich dort ankommt, wo der Koffer eigentlich bereits auf einen warten könnte.

Mein Koffer kam und kam nicht und ich war der Letzte, der am Band auf ihn wartete. Ich war verzweifelt, denn, was macht man als Fremder in einer noch unbekannten Stadt, wenn man seinen Koffer nicht zur Verfügung hat? Erst nach zwanzig Minuten Wartezeit, kam er dann endlich und da ich ihn so lange nicht gesehen hatte, kam es mir so vor, als sähe er ganz anders aus, als ich ihn in Köln abgegeben hatte. Fast also, hätte ich ihn verpasst und noch eine Runde warten müssen, bis das Band zu mir zurückkommen würde.

Nun war die Nervosität noch immer nicht gewichen, denn jetzt hieß es, finde in diesem Riesenflughafen diejenige S-Bahn, die ich bereits zu Hause im Internet ausgeguckt hatte, um mich in mein Hotel zu bringen! Es bedurfte nun weiterer Kilometer, bis man den Zu- bzw. Abgang zu den öffentlichen Verkehrsmitteln erreichte. Die hallenartigen Gänge bis dorthin sind so mit entgegenkommenden Menschen überfüllt, dass man sich nur mit Mühe mit seinem Koffer einen winzigen Pfad hindurch erkämpfen kann. Als ich endlich in meiner S-Bahn saß und auf

die Anzeigetafel im Waggon schaute, staunte ich nicht schlecht. Die Fahrt sollte eineinhalb Stunden dauern, bis sie endlich in München Mitte enden würde. Wie ich erst später erfuhr, ist der Flughafen in München vierzig Kilometer vom Stadtgebiet entfernt, also ist es kein Wunder, dass meine S-Bahn so lange brauchte, da sie, gefühlt, an jeder „Gießkanne“ anhalten musste.

Meine Handyuhr zeigte zweiundzwanzig Uhr an, als ich endlich den Eingang meines Hotels, mit hängender Zunge, Durst und Hunger, durchschritt. Bereits um halb elf Uhr lag ich, aber ohne Speis' und Trank, im Bett meines Zimmers, völlig erschöpft und vollgestopft mit neuen und aufregenden Eindrücken.

2. Das Experiment: Eintauchen in die Vergangenheit.

Meine Hinreise nach München war das Gegenteil von Eintauchen in die Vergangenheit und zeigte mir recht krass, wie sich unsere Welt verändert hat.

Und genau das war allerdings das, was diese Art von Recherchereise ausmachte. Erst dadurch konnte ich mich hineindenken, wieviel Zeit tatsächlich vergangen war, zwischen damals, als Thomas Mann in Bogenhausen mit Bauschan spazieren ging und heute, wenn ich dies nachempfinden werde. Es liegen tatsächlich Welten dazwischen und doch bleibt Vieles ähnlich und irgendwie miteinander verbunden.

Schon der Historiker Karl Schlögel sagte bei seiner Dankesrede, zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, am Sonntag, 19. Oktober 2025 in Frankfurt am Main:

„... vor allem aber [sind es, Hinzuf. d. Hg.] die [meine, Hinzuf. d. Hg.] bleibenden Eindrücke früher Reisen [...] Diesen Reisen verdankte ich, dass das [...] nicht nur eine Sache der Lektüre, der akademischen Ausbildung war, sondern etwas mit den Menschen, Landschaften und den Schauplätzen der Geschichte zu tun hatte.“

Als wenn Herr Schlögel und ich uns abgesprochen hätten, passte seine Einlassung zu dem, was ich nun vorhatte: Ich wollte die Gegend, den Schau-

platz erlaufen, wollte das, was Thomas Mann mit
Bauschan erlebt hatte, emotional nachspüren.



Abb. 11

Zunächst kann man sich nicht vorstellen, dass so ein Vorhaben viel bringt oder überhaupt funktioniert. Ich gehe durch eine Landschaft, die es so, wie sie 1919 war, scheinbar nicht mehr gibt. Vieles, was Mann beschrieb, ist weg und untergegangen, das ist richtig, aber, als ich an Thomas Manns ehemaliger Villa, die selbst nur noch ein nachgemachtes Abbild des ursprünglichen Gebäudes ist, meinen Spaziergang dann tatsächlich begann, regnete es bunte Blätter vom Himmel. Ja sicher, es war Herbst und das ist im Herbst eben so. Aber ich hatte das Gefühl, da passierte etwas, da gab es eine Art Konfetti, das mich begrüßen sollte. Ich merkte, es kamen Emotionen hoch und genau das hatte Schlögel gemeint.

,Du musst zu den Orten der Geschichte hinfahren, du musst alles nachspüren, dich hineinversetzen, nicht am Schreibtisch zu Hause, nicht akademisch am Rechner oder nur im Kopf. Gehe hin und fühle es!'

Und das tat ich, ich begab mich auf Manns und Bauschans Spuren. Der und das einzige, was mir fehlte, war meine eigene Hündin, die allerdings nur deshalb zu Hause blieb, weil sie nicht fliegen sollte.

Das Tal ohne Namen (etwa Brunnbachtal?).



Abb. 12

Ich startete meinen Spaziergang, indem ich vor dem Thomas-Mann-Haus stand, mich dann (das Haus vor mir habend) nach rechts wandte und hinter dem Haus in die Poschinger Straße nach links einbog. Diese Straße ging ich schnurstracks geradeaus, in Richtung des kleinen, sehr schmalen Auengeländes, das wie ein in die Länge gezogener Park wirkt. Sofort sah ich, woher Manns Beschreibung der immer wieder Erwähnung findenden Anhöhe kam, ich sah sie direkt vor mir. Diese Anhöhe ist eher ein kleiner, aber sehr steiler Berghang und man erkennt diesen Höhenzug, auf Anhieb auf keiner Karte als etwas, was höher ist, als das Gelände davor. Bereits hier bestätigte sich die Empfehlung Schlögels, dass man die tatsächlichen Verhältnisse erst vor Ort versteht und überhaupt erst sieht.

Oben hoch, schienen, an manchen Stellen, Häuser zu stehen, wie es aber dort oben genau aussieht, erkundete ich nicht, denn ich konnte diese Anhöhe, trotz kleiner Wege, aus gesundheitlichen Gründen nicht erklimmen. Dies bedauerte ich, aber es war für die Beschreibung im Buch auch nicht relevant. Es zog sich unten, auf der ebenen Fläche, ein kleiner Weg lang und die Landschaft öffnete sich, je länger ich ging, immer weiter nach links und erweiterte sich langsam in eine Art Sumpflandschaft mit einigermaßen viel Wasser. Irgendwann bildete sich in diesem Sumpfgebiet, das sich zunächst nur recht schmal zeigte, ein sehr kleines Rinnsal, das recht plötzlich aus dem Nichts aufzutauchen schien und als sich die linke Auenlandschaft zu einem noch größeren Parkgelände ausdehnte, wurde aus dem kleinen

Bächlein ein etwas größerer Strom, sogar mit kleinen Brücken, die nun die Überquerung auf die Wiesenflächen möglich machte.



Abb. 13

Auf den Wiesen zur Linken, konnte man bereits die ersten Hunde und ihre Besitzer:innen oder Ausfüh-
rer:innen sehen, die dort mit ihren Vierbeinern spiel-
ten. Dort mag schon Bauschan die ersten Kontakte
mit anderen gehabt haben und ich hörte in meinem
Kopf Thomas Manns Beschreibungen, wie er, unsi-
cher, wie er war, Stress zwischen den Hunden er-
wartete. Je weiter ich lief, desto größer wurde der
Park zur Linken. Von einem im „Idyll“ beschriebe-
nen, breiten Kiesbett konnte ich allerdings nirgend-
wo mehr etwas erkennen. Offenbar gab es das
nicht mehr.

Als ich immer weiter vorstieß, erreichte ich endlich
mein geplantes Ziel und den Endpunkt meines Ex-
periments: ich hatte das Grüntal mit der Restaura-
tion im Kopf, dort, wo das laute Mädchen seine
Schafe gehütet und ein Schaf Bauschan verfolgt
hatte, weil es sich in ihn verliebt hatte. Längst wuss-
te ich aus dem Internet, dass dieses Gasthaus in-
zwischen, vor Jahr und Tag, abgerissen und dort ei-
ne Neubausiedlung errichtet worden war. Heute
kann man deshalb von diesem offenen Tal nichts
mehr sehen. Der Bach quetscht sich durch „neue“
Häuserzeilen, die sich großherrschaftlich an die
Ufer des nun eingezwängten Bachs schmiegen und
ihm die Freiheit der Breite gänzlich abgetrotzt ha-
ben.

Als ich durch die heute eng bebaute Straße „Im
Grüntal“ ging und erkannte, wie viel von dieser wun-
derbaren Landschaft verloren gegangen sein muss-
te, wurde ich traurig. Niemand wüsste heute mehr

davon, nur die Erzählung von Thomas Mann gibt noch ein lebendiges Zeugnis dieser Zeit und dieser Gegend. Und hier wird mir noch einmal bewusst, dass der Verlust bzw. die Reduzierung der Umgebung das eine ist, wie sehr aber trotz und alledem die Erzählung von 1919 und das heutige, aktuelle Erleben während meines Spaziergangs, so viele Dinge gemeinsam haben. Zuerst und vor allem wurde mir klar, wieviel Ruhe, Schönheit und Anmut eine solche Gegend und das darin Passierende tatsächlich birgt. Und es scheint ein Erleben zu sein, dass universell, zeitlos und ohne alles Drumherum ist, es macht kein großes Aufheben, es existiert einfach nur so. Es ist eine Blase, die ihre eigene Welt darstellt, denn auch damals ließ Mann all die Alltagssorgen und Ängste, nach dem Ersten Weltkrieg, und dann auch wieder vor einem nächsten, Zweiten Weltkrieg, weg, er schrieb nicht darüber, auch deshalb, weil er das eigentliche Erleben und Erlebnis nicht kaputt machen und die Welt einfach hinter sich lassen wollte. Auch wir brauchen heute solche Refugien, wo wir alle Sorgen vor neuen Kriegen und Wirtschaftskrisen vergessen können und wollen.

Nur durch das direkte Erleben vor Ort, hier im Auental Bogenhausens, konnte ich es genau erspüren und über das intellektuelle Verstehen hinaus, erfahrbar für mich machen.

Thomas Mann war der Meister dieses Plans, er setzte ein Fanal für das, was auch jenseits allen Leids, jenseits von Krieg und Bedrohung, doch in

Ruhe existieren kann. Dies hat die Kraft, etwas Sinnspendendes zu sein, etwas Gutes, etwas Friedliches. Da macht es nichts, wenn sich Bauschan mal mit einem anderen Hund angelegt hatte. Das gehört dazu und lässt die Grausamkeiten unserer Welt vergessen, schriebe man 1919 oder 2025.

Mein Experiment hatte sich gelohnt, ich bin verknüpft mit dem, was Thomas Mann bereits lange vor mir wusste. Es ist gut, einen Hund zu haben, er ist es, für den sich all das lohnt.

3. Nachworte.

Thomas Mann war für mich immer schon eine Person, die mir nahe stand. Nicht etwa, weil ich ihn kannte, sondern, weil ich ihn als Schriftsteller bewunderte und dabei gleichzeitig in einen Spiegel schaute. Dort sah ich einige Dinge, die auch mich betrafen, wenn auch aus unterschiedlichen Zusammenhängen und aus einer anderen Zeitepoche.

Homosexualität.

Zunächst war es sein Schicksal als Homosexueller im 20. Jahrhundert, das meinem schwulen Dasein zwar nicht besonders ähnlich war, aber diese fehlende Vergleichbarkeit bestand nur daraus, dass wir in unterschiedlichen Zeitfenstern dieses Jahrhunderts leb(t)en und dementsprechend daraus andere Umstände erwuchsen. Thomas Mann lebte von 1875-1955, ich selbst bin 1956 geboren.

Thomas Mann war eben noch in einem Jahrhundert davor geboren (1875) und als schwuler Mann noch mit viel gesellschaftlicher Gegenwehr, politischer Verfolgung und sogar einer potentiellen, staatlicherseits veranlassten Ermordung durch besondere Schwulengesetze konfrontiert, weshalb ein offenschwules Leben nahezu unmöglich war. Die Gefahr bestand sogar ganz real, im Dritten Reich ermordet zu werden.

Ich selbst, wenige Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs geboren, hatte dann 1975 (hundert Jah-

re nach Thomas Manns Geburt), gerade so den Zeitpunkt erwischt, als die rechtliche Situation (Abschaffung der Strafbarkeit von Homosexualität im Jahr 1969), zumindest Straffreiheit versprach.

Erst ein jahrzehntelanger Kampf für unsere Bürgerrechte danach, ermöglichte u.a. den vorläufigen Höhepunkt der Gleichstellung, nämlich im Jahr 2017, die Öffnung der **Ehe für alle**. Wenn man also, wie ich selbst, seit 1975, offen mit seiner Identität lebte bzw. leben konnte, konnte man zumindest straffrei bleiben, ob die Diskriminierung damit aufhörte, ist eine ganz andere Frage.

Hunde.

Die andere Ähnlichkeit zwischen Mann und mir, ist die, dass Thomas Mann ebenso, wie ich, Hunde besaß und liebte. Ich arbeite sogar inzwischen fast dreißig Jahre mit ihnen. So ist dieser sehr emotionale Bereich des Lebens und Arbeitens mit diesem einmaligen, „besten Freund des Menschen“ für mich, in Bezug auf Mann, besonders interessant. So kam ich dadurch zu diesem etwas im Schatten stehenden „**Idyll**“

„Herr und Hund“ von Thomas Mann.

Hinzu kam, dass diese Begebenheit vorwiegend dadurch gefördert wurde, dass ich noch an einem großen Thomas-Mann-Projekt arbeitete, in dem ich mich mit

**„Thomas Manns Homosexualität
und „Knabenliebe“,
nach der Novelle
„Der Freitag in Venedig“**

beschäftigte und dieses Buch im August 2025 veröffentlichte. Eher durch Zufall, entdeckte ich bei meinen Recherchen dabei das Büchlein

„Herr und Hund“

und als ich es las, wusste ich, dass meine Beschäftigung mit Mann noch nicht zu Ende sein würde. Das kleine Buch hat mich an manchen Stellen sowohl tief bewegt, als auch hochgradig geschockt. Damit meine ich einesteils Manns liebevolle Beschreibungen und die offen zutage tretenden Gefühle für diesen Hund. Diese Gefühle hält er sonst in seinem Werk oft zurück, vor allem, wenn es um seine Sexualität und seine „Bewunderten“ ging, welche meist junge, gerade erst heranwachsende Männer waren, in die er sich immer wieder verliebte. Selbst in seinen intimsten Aufzeichnungen in Briefen und Tagebüchern, führen seine tatsächlichen Gefühle oft eher ein Schattendasein. Sein Hund Bauschan jedoch, wurde ein wichtiger Mittelpunkt seines wahren Glücks.

Die Schocks, die ich erfahren musste, entstanden durch die dunkle Seite Manns, in der er unverhohlen und, offenbar ohne ein Unrechtsbewusstsein zu haben, von Gewalt und „Mordandrohungen“ gegenüber Bauschan berichtet.

Auch gibt es Dinge, die er in seiner Idylle beschreibt, die wir uns heute, als Hundebesitzer:innen gar nicht mehr vorstellen können, zumindest in der Stadt nicht. Niemand würde heute seinen Hund alleine auf der Straße zurücklassen, in der Hoffnung, er sei noch da, wenn man von seinen Einkäufen aus der Stadt zurückkommt.

Auch beschreibt Mann eine Welt, die wir heute verloren zu haben scheinen, obwohl er dabei natürlich die politisch-gesellschaftlichen Umstände der Zeit ganz außen vorlässt. Dies tut er aus gutem Grund, denn genau das ist es, was uns heute noch beglückt, wenn wir das, was sich um uns herum in der Welt tut, ganz vergessen können, wenn wir einen Spaziergang mit unserem Hund machen und das täglich.

Die schillernden Widersprüchlichkeiten unseres Literaturnobelpreisträgers ähneln denen von vielen Berühmtheiten, sehen wir uns nur Willy Brandt an, auch er hatte konträre Seiten. Aber genau das macht das Leben oft aus. Letztlich bleibt das, was diese Persönlichkeiten geleistet haben, ein Fanal für so vieles, jenseits all ihrer Schattenseiten. Thomas Mann war nicht perfekt, genauso wenig, wie wir alle es nicht sind. Er war ein Überbringer dessen, was die Welt und vor allem ihn selbst antrieb.

Thomas Mann hatte Hunde, wie so viele Menschen. Dies ist seit Jahrtausenden so, und somit geschehen die Erlebnisse, die in dieser „kleinen“ Idylle berichtet und erzählt werden, jeden Tag, irgendwo auf

der Welt. Dies ist zunächst nichts Besonderes, wird aber nicht so häufig auf diese Weise festgehalten und beschrieben. Thomas Mann war besonders dafür geeignet, die vielen kleinen Einzelheiten und Beschreibungen, die ein Spaziergang mit einem Hund möglich macht, in dieser, ihm so eigenen Art, derart detailreich, humorvoll, aber auch kritisch und vor allem kontrovers, zu Papier zu bringen. Mann scheut sich dabei nicht, seine eigenen Unzulänglichkeiten denen seines Hundes gegenüberzustellen und ihn und sogar sich selbst, sozusagen zum Komplizen bzw. Ankläger, aber auch Angeklagten zu machen. Die im Buch ruchbar gewordenen Andeutungen von Gewalt und Todesandrohungen gegenüber seinem Hund treffen dabei auf die Dinge, die Mann besonders an einem Hund irritieren und ihm Probleme bereiten. Dass wir heute anders über diese Verhältnisse denken, ist richtig und hätte immer so sein sollen, sie waren es aber nicht. Und genau diese Erkenntnis ist auch eines der wichtigen Aspekte dieses Romans, der eigentlich eine Dokumentation ist.

Was mir besonders nahe gegangen ist, dass wir in seinem „*Idyll*“ erfahren, wie unglaublich und faszinierend diese unvergleichlichen Wesen sind und wie sehr sie sich, im Laufe der Erdgeschichte, dem Menschen untertan gemacht haben und es trotzdem schaffen, ihre ganz individuelle Identität zu bewahren und zu behaupten. Für mich ist es ein Wunder der Evolution, dass die Freundschaft unserer beiden Spezies so lange Zeit, über Äonen von Jahrtausenden, gehalten hat und nie in Frage stand.

Diese kleine Geschichte ist ein weiterer Beweis dafür, dass Thomas Mann ein Weltliterat von höchster Qualität ist, denn niemand sonst könnte all das besser gestalten und in eine Form bringen, wie er es 1919 tat. Modern angepasst, wie es hier dargeboten wird, ist sie auch heute noch oder gerade heute, eine der besten Beschreibungen dieser wundervollen Freundschaft zwischen:

*Einem **Herrn** [einer **Frau**, eines/ einer **Diversen**]
und ihrem jeweiligen Hund,*

denn, und dies sei zum Schluss bemerkt, die Vielfalt, die wir heute so sehr goutieren, fehlte damals noch in Manns „Idyll“.

4. Epilog.

Wir haben nun Thomas Mann von einer ganz anderen, sehr persönlichen Seite kennengelernt.

Ein weltberühmter Schriftsteller zu sein und eine schillernde, sehr ambivalente Persönlichkeit zu haben, ist das eine, aber die ganz kleinen, intimen Momente mit dem eigenen Hund, sagen so viel mehr aus, als all das Drumherum.

Wir konnten entdecken, wie sich eine echte Liebesbeziehung entwickelt, langsam, aber stetig wurde die Liebe auf beiden Seiten größer und die Bindung fester. Thomas Mann kam uns dadurch so viel näher, als in all seinen anderen Werken. Allerdings haben wir auch Schattenseiten des großen Dichters kennengelernt, der vor allem, auch ein ganz normaler Mensch war.

Genießen wir die Nachwirkung dieser, im wahrsten Sinne des Wortes, „Idylle“, sie ist es fürwahr!

Teil III

**Über Thomas Manns ‚Herr und Hund‘
(On Thomas Mann’s ‚Herr und Hund‘)**

**Ein Essay von Rosy Singh (Delhi),
ins Deutsche übersetzt vom Hg.**

Originaltitel:

Singh, Rosy (Delhi),

On Thomas Mann's ‚Herr und Hund‘,

Zitiert nach: Sprachkunst, Jg. XLI/2010, 1. Halbband, 193-202. Copyright by Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien.

Abdruck und Übersetzung genehmigt
von Singh, Rosy, 08.10.2025,
Übersetzung ins Deutsche durch d. Hg.

Über die Autorin

(Quelle: Academia, San Fransisco, URL: jnu.academia.edu/DrRosySingh):

„After Ph. D (Existential Situations in Kafka's Works. A Semiotic Analysis), I taught German Studies in Delhi University from 2004 to 2016. Then I moved to Jawaharlal Nehru University, Delhi where I currently teach German literature.

My interests are literature, particularly German language literature, Sufi poetry in Punjabi and Urdu, comparative studies, art history and semiotics. [...]“

Übersetzung (durch Hg.):

„Nach meinem Doktor der Philosophie (Existentielle Situationen in Kafkas Werk, eine semiotische Analyse), lehrte ich von 2004 – 2016, Germanistik an der Universität Delhi. Dann wechselte ich zur Jawahar-

lal Nehru Universität in Delhi, wo ich momentan deutsche Literatur lehre.

Meine Interessen sind Literatur, besonders Literatur in deutscher Sprache, Sufi Poesie in Punjabi und Urdu, vergleichende Studien, Kunstgeschichte und Semiotik. [...]"

Zitate:

Zitate, vor allem im Original in Deutsch verfasste, werden hier in einer anderen Schriftart, in Fettschrift und kursiv vom Hg. hervorgehoben.

Abkürzungen und Hinweise.

D: *[Dieses Zitat, Wort oder der Satz stehen im englischsprachigen Originaltext, an dieser Stelle, in Deutsch, Anm. d. Hg.]*

(000): Diese Ziffern in Klammern beziehen sich auf die Ausgabe des Originaltexts von „Herr und Hund“:

Mann, Thomas, Herr und Hund. ein Idyll, (1919), Frankfurt/ Main: Fischer, 3. Aufl., 2008 (zitierte Ausgabe).
--

Vorbemerkungen.

Das Essay von Rosy Singh, das die Hintergründe des Originalidylls von Thomas Mann beleuchtet, ist in einer besonderen Art der sprachlichen Gestaltung verfasst.

Singh flechtet in ihren englischen Text immer wieder deutsche Zitate ein, die bei der Übersetzung ins Deutsche als Solche gekennzeichnet werden müssen. Überdies verfälscht eine Übersetzung, gezwungenermaßen, den ursprünglichen Charakter des Aufsatzes per se, weil es genau diese Dichotomie quasi auflöst. Andererseits ist das Verstehen des ursprünglichen Textes für nichtdeutsche Leser:innen, ohne Übersetzungsintermezzi, schwer und nur mit Mühe und Motivation zu erreichen.

Oft stellt Singh deutsche Begriffe ein, die anschließend in Klammern oder mit Bindestrichen in Englisch erläutert bzw. übersetzt werden. Diese konnten bei der Übersetzung ins Deutsche dann logischerweise weggelassen werden; der deutsche Begriff wird als Solcher mit einem „D“ gekennzeichnet.

Beispiele:

„derb, wie das Volk“ (rough and tough like the folk)

Nun: *„derb, wie das Volk“* [D].

„herrenlos-masterless“

Nun: ‚herrenlos‘ [D].

Inhaltlich hebt Singh die recht einfache, aber doch höchst eindruckliche Geschichte, aus ihrem eigentlichen Umfeld heraus und beschreibt die Erhöhung ins Gesellschaftskritische und Wissenschaftliche. Ob dies Manns Intention war, ist fraglich, aber nichtsdestoweniger interessant und auch angemessen.

Liest man die Geschichte als Hundebesitzer:in oder Hundeliebhaber:in, stellt sich heraus, dass Mann reale Erlebnisse und Erfahrungen beschreibt, die heute genauso modern wirken bzw. universell gelten, wie vor über 100 Jahren und die Lesenden häufig mit einem Lächeln und verständnisvollem Nicken zeigt.

Erfährt man das Idyll als „unerfahrener“ Mensch ohne Hund, bleiben einem diese Details der Verbindung zwischen Mensch und Hund höchstwahrscheinlich und erwartbar weitestgehend verborgen. So kam es dadurch dazu, dass diese Geschichte lange unterschätzt, unbeachtet und als unbedeutend, weit im Hintergrund blieb und nicht verstanden wurde.

Singh fällt es auf, dass Mann bei seiner Erzählung alles das, was die Gesellschaft und Zeit im Jahr 1919 bestimmt, in dieser Idylle weggelassen und nicht erwähnt wird. Auch die großen Probleme, die Deutschland mit dem Ersten Weltkrieg und seiner Rolle in der Welt hatte, bleiben zu ihrer Verwunde-

rung außen vor. Genau dies aber ist es, was uns als Hundebesitzer:in bestimmt, wir sind froh, wenn wir Probleme, wie Geldsorgen, Kriege in der Welt oder andere „menschliche“ Problemstellungen vergessen können, wenn wir mit unserem Hund spazieren gehen. Das ist es, was diese besondere Verbindung ausmacht. Es geht um das Einfache, Zurückgezogene, um Natur und Gemeinschaft mit einer Spezies, die uns, trotz aller Unterschiede, doch so nah ist und uns davor bewahrt, von den Problemen im Außen überrollt zu werden und einmal für ein paar Stunden all das einfach nur vergessen zu können!

”

D: Thomas Manns ›Herr und Hund‹ erkundet eine bemerkenswerte Beziehung zwischen Mensch und Tier. Der Autor und Ich-Erzähler verschmelzen in dieser quasi-autobiographischen Novelle, die konsequent jeglichen Bezug auf den Ersten Weltkrieg, aber auch auf Familie *[sic!]* sowie auf Freund und Feind ausspart.

Hund und Herr bewerkstelligen die narrative Verführung des Lesers *[/ der Leserin, Hinzuf. d. Hg.] [sic!]* allein durch ihre Abenteuer und ihre Lebenseindrücke. Trotz anfänglicher Bedenken kommt der als intellektueller Snob gezeichnete Herr mit der Promenadenmischung schließlich gut zurecht.

[Gemeinsam unternehmen sie lange Spaziergänge durch ungebärdige Natur, in der ländlichen Umgebung Münchens.

Ergänzung im englischen Text, Der erste Paragraph wird hier zunächst in Deutsch vorgestellt, gefolgt von einer englischen Fassung, in der Unterschiede bestehen, die hier in eckigen Klammern gekennzeichnet werden.]

Die Analyse der Gegensatzpaare: Aristokrat und Gemeiner, Natur und Kultur, bildet den Gegenstand der vorliegenden Studie.

[Englische Fassung (zusätzlicher Text, der im deutschen Teil nicht übersetzt wurde:

Das Essay konzentriert sich auf zwei Gegensatzpaare: [den, Hinzuf. d. Hg.] Aristokrat und den Gemeiner [gemeinen Bürger, Korrektur d. Hg.], die Natur und Kultur.]

„Nicht mehr als Churchills Ruhm ruht auf seinen Gemälden oder Einsteins auf seinem Geigenspiel, so beruht Thomas Manns literarisches Ansehen auf dieser charmanten Hundeidylle.“¹⁾

Diese beißende Bemerkung stammt vom Kritiker Frank Braun und bezieht sich auf Thomas Manns lange Erzählung ›Herr und Hund‹ (1919) mit dem Untertitel ›ein Idyll‹.²⁾ Braun verbannt sie schlicht in die ‚Tierliteratur‘³⁾, die bestenfalls als ‚charmant‘ beschrieben werden könne. Ähnlich bemerkt Peter Handke, wenn auch nicht als traditioneller Literaturkritiker, in einem Interview 1988, in recht genervtem Ton:

D: *„Gerade vor ein paar Tagen habe ich wieder Herr und Hund von ihm gelesen. Da ist gleich der erste Satz so, daß [sic!] man spürt, der das schreibt, ist sich dessen gewiß [sic!], eine Gemeinde zu haben, die auf seinen bestimmten Tonfall hört. Also er fängt nie wirklich an, sondern schreibt in dem Bewusstsein, daß [sic!] er der Thomas Mann ist. Das ist doch verwerflich. [...] Ein schrecklich schlechter Schriftsteller ist das.“⁴⁾*

›Herr und Hund‹ [D] wurde von Literaturkritikern, und selbst von anderen Schriftstellern, nie ernst genommen. Es ist in der Tat eines der am meisten unterschätzten und wenig bekannten Werke Manns.

Sehen wir uns an, worum es geht:

Die prosaische Erzählung wird in der Ausgabe von 1925 von dreizehn schönen Schwarz-Weiß-Zeichnungen von Georg W. Rössners begleitet. Sie gehören heute zu jeder Neuauflage. Der Ich-Erzähler tritt als der große und schlanke Herr [D] auf. Erzähler und Autor Thomas Mann werden somit eins. Nach Thomas Manns Tagebüchern, ist der Hund in der Erzählung tatsächlich der Familienhund der Manns aus Münchner Zeiten. Die Erzählung ist zweifellos autobiografisch, wenn auch eine ungewöhnliche Form der Autobiografie, in der Familie, Freunde, Feinde und der Rest der Welt mehr oder weniger extrem und bewusst ausgeklammert sind und allenfalls am Rand einer außergewöhnlichen Beziehung zwischen einem Mann und, wie man sagt, des Menschen bestem Freund, seinem Hund, umherschweben. Bis auf ein paar dezente Anspielungen (es wäre ja schön, wenn Bauschan einmal ein Kaninchen erlegen und in diesen gegenwärtig bescheidenen Zeiten (*magere Zeiten*) [D] (94), (*schmale Zeiten*) [D] (137), der Küche etwas beitragen könnte.^[1] Es fehlen auch der Erste Weltkrieg und seine schrecklichen Folgen für Deutschland. Historisches ist auffallend abwesend. Nur die Natur, in ihrer unberührten und rohen Pracht im Münchner

[¹ Die „schließende“ Klammer fehlt hier.]

Isargebiet, darf an dieser bemerkenswert schönen Beziehung teilhaben. Das Auslassen zwischenmenschlicher Beziehungen und weltlicher Angelegenheiten ist beabsichtigt. Nur, wenn ein Mensch von der Welt, um ihn herum, zutiefst desillusioniert ist, versucht er, andere Welten und Beziehungen zu erforschen. In diesem Fall ist es das Mann-Tier-Naturidyll, ein klarer Bruch mit dem politisch aufgeladenen Deutschland der Nachkriegszeit, nach dem Ersten Weltkrieg, das vor wutschnaubenden Anschuldigungen und Gegenanschuldigungen nur so strotzte.

Zwei zusammenhängende Dualitäten - Aristokrat und Bürgerlicher, Natur und Kultur - werden im Folgenden und im nächsten Abschnitt untersucht, um den Diskurs dieser ungewöhnlichen Erzählung zu veranschaulichen.

Aristokrat und Bürgerlicher.

Die englische Übersetzung ‚A Man and His Dog‘ trifft den deutschen Originaltitel nicht ganz. ‚Herr‘ **[D]** ist nicht einfach irgendein Mann [*oder etwa „Mensch“, Hinzuf. d. Hg.]*; vielmehr ist er ein Gentleman, der Herr und Gebieter. Herr hat im Deutschen viele Ableitungen wie *Herrscher-* **[D]** (Regent) **[D]**, herrschen **[D]**. Sie sind diejenigen, die die Spielregeln bestimmen. Tatsächlich fühlt sich der Hund Bauschan anfangs herrenlos **[D]** (28), daher sein Elendsblick. Erst, als er, nach und nach, seinen neuen Herr annimmt und sich ihm verbunden fühlt,

erwacht er zum Leben. Der deutsche Titel selbst ist in vielerlei Hinsicht sehr interessant.

Allgemein sind zwei gegensätzliche Zeichen oder Eigenschaften mit ‚und‘ verbunden, etwa Herr und Diener, Herr und Lehrling, Mann und Frau, die Schöne und das Biest, Vater und Sohn. Thomas Manns Titel spielt mit dieser Kombination von Machtverhältnissen. Abgesehen von der Schönheit der Alliteration [*Das „H“ in **Herr** und **Hund**, jeweils am Anfang, Anm. d. Hg.*] führt der Titel, in der zweiten Hälfte des Gegensatzes und Bezugspaares, ein überraschendes, unerwartetes Element ein:

Herr und Hund.

Tatsächlich spielt Mann an anderen Stellen des Buches ebenfalls mit solchen Kombinationen: Er sitzt zwischen ‚Hahn und Hund‘ im Kapitel mit dem Titel ‚Revier‘ **[D]** und anderswo wird das konventionelle ‚Jäger und Hund‘ umgedreht zu ‚Jäger (Hund) und Herr‘ (Jäger und Herr) **[D]** - eine erstaunliche Rollenumkehr. (123)

Der Diskurs oszilliert zwischen dem Faible des Herrn **[D]** für den Hundestammbaum und seiner Liebe zu seinem deutschen Mischlingsvorsteherhund - eines dieser merkwürdigen Paradoxa des Lebens. Bauschan wird oft eingeführt, als sei er der Protagonist eines Theaterstücks. Sein Eintritt in die Erzählung ist voller Überschwang und Vitalität. Sein anfänglicher elender Zustand, als man ihn ausgesetzt fand - ein Bündel von Knochen auf vier Stelzen - wird jedoch mit dem Grafen von Moor, der

zentralen, aber erbärmlichen Figur aus Schillers Stück ‚Die Räuber‘ [D], verglichen. Als der Tierarzt Bauschan als ‚ein wenig nervös und anämisch‘ diagnostiziert, freut sich der Erzähler, denn dies sollen die Eigenschaften eines Kindes mit aristokratischem Hintergrund sein. Ansonsten erkennt der Herr [D] Bauschan aber als Mischling an, als ‚desi‘ *[Dieses Wort ist ein Hindiwort und soll angeblich (nicht abwertend) einen einfachen Menschen titulieren, diese Interpretation ist jedoch nicht gesichert, Anm. d. Hg.]* oder einen Bürgerlichen, im Gegensatz zu seinem Vorgänger, dem reinrassigen schottisch-elsässischen Schäferhund Perry, ‚*derb, wie das Volk*‘ [D] (44) ist die Beschreibung Bauschans. Volk [D] hat im Deutschen zwei Bedeutungen: Es kann das Volk bzw. eine Nation meinen, z. B. das jüdische Volk, das serbische Volk, das deutsche Volk (*Wir sind das Volk*) [D] war der Slogan der Demonstranten in Ost-Berlin und Leipzig, kurz vor dem Mauerfall); oder es kann eine Klasse bezeichnen, also das gemeine Volk bzw. die Leute, im Gegensatz zum Adel.

Thomas Mann meint hier natürlich Letzteres. Bauschan ist robust, mit starkem Herzen und starkem Immunsystem, einer, der selbst in der Kälte des tiefsten Winters im Freien schlafen kann. Der sanfte Perry, mit seinem seidigen Fell, hätte ein so hartes Leben nie überlebt. Tatsächlich ist Bauschan ein ‚robuster‘ Hund, der gerne Auslauf hat und jagt. Sein Verhalten deutet auf Jagdtrieb und bäuerliche Herkunft hin. Der Erzähler scherzt leicht, dass

Bauschan sicher kein ‚Intellektueller‘ oder ‚Professor‘ sei:

D: *„Kunststücke, zum Beispiel, verlange ich nicht von ihm; es wäre vergebens. er ist kein Gelehrter, kein Marktwunder, kein pudelnärrischer Aufwärter; er ist ein vitaler Jägerbursch und kein Professor.“ (46)*

Bauschan ist derb wie das Volk und er jammert zugleich, wie das Volk. Im Gegensatz dazu zeigte Perry, indem er seiner aristokratischen Natur treu blieb, einen standhaften und stolzen Charakter. In Selbstdisziplin war Perry Bauschan weit voraus. Wenn Perry verletzt worden wäre, hätte er die Zähne zusammengebissen, während Bauschan in derselben Lage jämmerlich geheult hätte.

Interessanterweise ist es gerade dieser Charakter Bauschans, seine ‚naive Volksnähe‘, der seinen Herrn **[D]** entwaffnet und überall Heiterkeit und Frohsinn verbreitet. Der Hund ist der Beobachter. Der Leser entdeckt den Erzähler durch die Perspektive Bauschans. Hier ein Beispiel: Es gibt drei Arten von Menschen, die er verachtet: den Polizisten, Mönch und Schornsteinfeger. Was verbindet die drei? Wahrscheinlich, dass sie alle eine unterscheidbare Uniform tragen, die die drei Säulen der Gesellschaft repräsentiert: Staat, Religion und Proletariat. Mann stand allen Dreien skeptisch gegenüber. Bauschans lautes Gähnen, nach einem eher kurzen Spaziergang bedeutet, seine Unzufrie-

denheit und seinen Protest über den kurzen Ausflug, als würde er sagen: ‚Was für einen feinen Herrn ich habe! Wie langweilig kann er sein!’ Die warme Vertrautheit des Erzählers mit Bauschan zeigt sich in mehreren Momenten von Erstaunen, Freude, Schuld, Verlegenheit und sogar Auseinandersetzungen und Eifersucht.

Bauschans Vorliebe für den Erzähler, das Familienoberhaupt, gegenüber anderen Familienmitgliedern, interpretiert sein Herr [D] als Zeichen patriarchalischer Instinkte. Jagd oder besser Jagdversuche werden in der Erzählung detailliert beschrieben. Bauschans Begeisterung und Eifer für die Jagd schwinden nie, obwohl die Jagdhetze selten mit einem Fang erfolgreich wird. Offensichtlich zählt für Bauschan am Ende nicht die Beute, sondern der Geist des Unternehmens. ‚Laufen und Verfolgen’ werden zum Selbstzweck: ‚*Darin besteht der Selbstzweck*’. [D]

Das erinnert an die deutsche Redensart: *Der Weg ist das Ziel* [D]. Es ist, als würde der Erzähler vom Hund Lebenslektionen lernen. Die passive Beobachtung der Jagd, durch den Erzähler, verwandelt sich manchmal in aktive Teilnahme. Sein Satz ‚Wir gehen jagen’ könnte nicht deutlicher sein. In einer der Jagdszenen bemerkt Mann aufrichtig:

‚Bauschan bellt und ich belle still mit ihm’ (130).

Das zeigt das Ausmaß von Manns Anteilnahme. Eine Episode ist der Hetze auf Hasen gewidmet. Be-

tont wird die Ernsthaftigkeit von Bauschans Verfolgung, obwohl seine Chancen so gut wie nicht vorhanden sind. Der Herr **[D]** bemerkt ein Muster in der Flucht des Hasen. Dieser dreht immer plötzlich scharf um, etwa wie ein Haken, und entkommt in die andere Richtung, während Bauschan, oft fast an seinen Fersen, unweigerlich geradeaus weiterläuft. Der Trick des Hasen täuscht ihn jedes Mal. Nur viele Hunde zusammen können einen Hasen jagen, schließt der Herr **[D]** weise daraus. Manchmal fragt er Bauschan ironisch: ‚Also, wo ist der Hase, Bauschan?’ (120). Doch der Herr **[D]** erkennt, tief in sich, sein eigenes Versagen, irgendeine Art von logistischer Unterstützung und Hilfe zum Erfolg des Unternehmens zu leisten.

Während der Spaziergänge geschehen manchmal seltsame und unerwartete Dinge. Ein von Bauschan verfolgter Hase springt plötzlich in die Arme des Herrn **[D]** und sucht Schutz, als wäre er ebenfalls sein Herr **[D]**. Und der Herr **[D]** glaubte, er könne den Hasen täuschen, indem er stillsteht und sich wie ein Baum verhält, um Bauschan irgendwie zu helfen! In diesem Bruchteil einer Sekunde kann der Erzähler den weichen Körper und den Herzschlag des zitternden Hasen fühlen. Er sieht eine Nahaufnahme des Hasen, seine hervorstehenden Augen, löffelfartigen Ohren, Lippen und Nase, bevor dieser wieder in die Freiheit springt.

In einer anderen humorvollen Episode verliebt sich ein Schaf in Bauschan und besteht darauf, ihm zu folgen, sehr zu seiner Verlegenheit und seinem Un-

behalten. So wird aus jedem Spaziergang ein Abenteuer.

Ein detaillierter Abschnitt ist Bauschans Interaktion gewidmet, wie er Wasservögeln auf dem Fluss begegnet. Bauschan ist wasserscheu, er bleibt er am Ufer, aber will sich Aufmerksamkeit verschaffen, indem er sein Bellen ‚herüberschickt.‘ Der Erzähler kehrt zu seinem Lieblingsmotiv der Klassenunterschiede zurück. Dementsprechend mild gestimmte Enten, mit ihren willkürlichen Fressgewohnheiten (sie fressen fast alles, was in ihrer Reichweite zu bekommen ist), mit vollen Bäuchen und ihrer bequemen, irgendwie aber auch zufriedenen Existenz, könnte die Bourgeoisie repräsentieren, nicht so wie die wilden Möwen, die in der Nähe des Wasserfalls gezielt nach Fischen suchen. Die Möwen wirken etwas unzufrieden und fast traurig. Bauschans Bellen reicht aus, um die ‚nervösen‘ Möwen zu verschrecken, die davonfliegen.

Die ‚schamlosen‘ Enten hingegen, lassen sich kaum stören und bleiben seinem Bellen gegenüber respektlos. Eine weitere Episode am Ende der Erzählung betont, auf subtile Weise, wiederum die Klassenstrukturen der Gesellschaft: jene, die vom Schreibwerkzeug leben, und jene, die auf sehr andere Weise ihren Unterhalt bestreiten. Eines Tages werden Hund und Herr **[D]** Zeugen einer erfolgreichen Jagd durch einen Berufsjäger, einen Fachmann. Sie begegnen einem bewaffneten Jäger, der mit einem einzigen Schuss eine Ente erlegt. Bauschan ist fassungslos. Es ist, als erkenne er zum

ersten Mal die Unzulänglichkeiten seines Herrn; so muss ein ‚richtiger‘ Herr **[D]** doch aussehen! Sein Gähnen auf dem Rückweg drückt deutlich seine geringe Meinung von seinem Herrn **[D]** aus - zumindest stellt sich das der Herr so vor:

D: *„Es war das unverschämte, sperrangelweite, grobe gelangweilte und von einem piepsenden Kehllaut begleitete Gähnen, das deutlich ausdrückte: ‚Ah-i, ein schöner Herr! Kein rechter Herr! ein lumpiger Herr!‘, und wenn der beleidigende Laut mich niemals unempfindlich läßt [sic!], so war er diesmal vermögend, unsre Freundschaft bis in den Grund zu stören.“ (136)*

Der Herr **[D]**, ein Literat, der viel Zeit am Schreibtisch in seiner Villa verbringt, fühlt sich zutiefst verletzt und minderwertig. Er sagt Bauschan verbittert, er könne gerne den Herrn wechseln. Doch dieser andere Herr in Jagdstiefeln und Lederhose, mit rauem Aussehen und einer Waffe über der Schulter, würde ihn nicht zärtlich unter dem Kinn streicheln oder geduldig zum Tierarzt bringen, wenn er aus dem Maul bluten würde.

[D]: *„Er ist zwar nur ein Mann in Manchester und kein Herr“ (136).*

Er fragt sich, ob dieser überhaupt die Jagderlaubnis besitzt. So klagt und rechtfertigt er sich weiter, bis sie das Haus erreichen und der Herr **[D]** Bauschan die Torpforte ins Gesicht schleudert. Es dauert eine

Weile, bis sich die Beziehungen wieder normalisieren. Die intellektuelle Snobbismus des Herrn [D] gerät oft in Konflikt mit den gewohnten Umgangsformen des Mischlings, einst ein ausgesetzter Welp. Doch meist wird der Herr [D] vom naiven (volkstümlichen) Charakter und der ungehemmten Lebenslust des Hundes überzeugt, die ansteckend und ermutigend in schweren Zeiten wirkt.

Natur und Kultur

Die zweigeteilte Gegenüber von Natur und Kultur durchzieht die Erzählung. Der Titel enthält bereits die klassische Gegenüberstellung von Natur [D] und Kultur (Herr) [D]. Ein Hund, der träumen und lachen kann, ist die Überlagerung menschlicher Elemente, durch den Schriftsteller auf das Tier. Haus und Garten repräsentieren die Kultur, der Fluss und die Landschaft die Natur. Zu Beginn der Erzählung stehen das lebhaftes Zwitschern und Trällern singender Vögel, im Kontrast zum ‚Dröhnen‘ eines ‚strengen mechanischen Vogels‘, dem Flugzeug. Meistens ist die Natur unweigerlich mit Bauschan verbunden. Der Herr hat beim Verlassen seines Hauses stets zwei Möglichkeiten: Eine Linkskurve führt ihn in die ‚Kultur‘, in Richtung Stadt, mit ihrem alltäglichen und trostlosen, weltlichen Alltag.

Die Stadt ist immer bereit, dich mit ihrem Netz zu fangen und mit ihren Normen und Intrigen zu ersticken. Eine Rechtskurve führt ihn - und das gefällt Bauschan - mitten hinein in die unbeschränkte Natur. Kleidung, Spazierstock und all das, was zum

‚sehr bürgerlichen‘ Prozedere des Sich-fertig-Machens gehört, verraten unbeabsichtigt die Absichten des Herrn [D]. Die erstere Wahl enttäuscht Bauschan stets tief und er bleibt lieber zurück. Die letztere, ihre ungehemmte Freiheit mit Jagdmöglichkeiten, macht es zu seinem Tag.

D: *Sein Leben beginnt, wenn ich ausgehe - und ach, auch dann beginnt es oftmals noch nicht! Denn [sic!] indem ich das Haus verlasse, fragt es sich, ob ich mich nach rechts wenden werde, die Allee hinunter, dorthin, wo es ins Freie und in die Einsamkeit unserer Jagdgründe geht, oder nach links, gegen die Trambahnstation, um in die Stadt zu fahren - und nur im ersteren Falle hat es für Bauschan einen Sinn, mich zu begleiten. (32)*

Der Herr leidet an Gewissensbissen, wenn Bauschan zurückgelassen wird.

D: *Noch am Ausgange der Allee kann ich ihn sitzen sehen, als kleines, dunkles, ungeschicktes Pünktchen inmitten der Straße, und es gibt mir einen Stich ins Herz, ich besteige die Tram [sic!] nicht anders [sic!] als mit Gewissensbissen. (34)*

Bauschan ist großherzig. Er wartet auf seinen Herrn [D] an genau der Stelle, wo er zurückgelassen wurde. Es gibt kein Anzeichen von einem Vorwurf oder einem Schmollen.

Michael Mann interpretiert ›Herr und Hund‹ **[D]** als politische Allegorie.⁵⁾ Demnach werden das geografische ‚Links‘ und ‚Rechts‘ als ideologische Orientierungen verstanden. Thomas Mann fühlte sich, und das ist gut dokumentiert, mit beiden Optionen unwohl. Diese Deutung steht jedoch im Widerspruch zum Titel der Erzählung: ›Ein Idyll‹ und zur insgesamt positiven Atmosphäre der Erzählung. Zudem ist, selbst wenn die Natur zeitweise bedrohlich wirkt, gerade dies ein Grund, sie mit Respekt zu behandeln. Hauptsächlich ist zu beachten, dass ‚links‘ und ‚rechts‘, aus der Perspektive des Hundes gesehen werden muss und nicht aus der Perspektive Thomas Manns, selbst wenn ein Ich-Erzähler vorhanden ist. Aus Bauschans Sicht ist das ‚Rechts‘ die richtige Wahl und das ist alles.

Der Herr **[D]** ist ein Frühaufsteher. Morgens fühlt man sich tugendhaft und frei, vergisst für eine Weile, dass die Welt ihr Netz ausbreitet, um einen mit ihren Erwartungen und Intrigen zu fangen. Bauschan läuft begeistert aus seiner Hütte, hinter dem Haus. Gemeinsam unternehmen sie ihre Morgen-spaziergänge. Die langen Wanderungen in der Münchner Provinz sind erfrischend und inspirierend. Die Überquerung des Flusses mit einem Boot erinnert ihn nostalgisch an die guten alten Zeiten und in einem Moment vollkommenen Glücks, ruft Mann aus:

‚Was könnte ich mehr wünschen?’ (86).

Aber die Naturbeschreibung gleicht nicht der romantisch-melancholischen Sehnsucht nach einer reinen pastoralen Landschaft des 19. Jahrhunderts. Meditation und Innensicht sind auch nicht die Ziele des Autors. Die Landschaft ist für Mann kein Raum für müßige Betrachtung. Die Schilderung entspricht nicht einmal den Landschaftsbildern, die die französischen Impressionisten perfektioniert haben.

Mann unternimmt sachliche Spaziergänge, die Bewegung, Erholung und eine botanisch-wissenschaftliche Bestandsaufnahme der Vegetation der Gegend bieten. Welche Baumarten gibt es, wie alt könnten sie ungefähr sein, wie gestalten sich Laub und Boden? Fast wie ein Forscher, führt er eine Erhebung durch, wenn auch in poetischer Form. Die gründliche Dokumentation und scharfe Beobachtung zeigen sich in den Details. Ulmen, Buchen, Linden und silbrig schimmernde Weiden prägen manche Teile der Landschaft. Das sumpfig-einheitliche Gelände mit übel riechenden Wasserstellen oder Lagunen, erinnert ihn bisweilen an Venedig, später die Stadt seines berühmten Klassikers ‚Der Tod in Venedig‘. Das urtümliche Terrain macht es notwendig, Stiefel mit Spikes zu tragen. Dennoch entgeht ihm die Mystik der Natur nicht völlig. Manchmal überwältigt sie ihn sogar. Er ringt darum, das passende Wort für diese Landschaft zu finden, denn sie ist aus seiner Sicht weder Wald noch Park. Schließlich nennt er sie einen *Zaubergarten* [D] und einen *Kurgarten* [D]. Die weiter stromab gelegene Lokomotivfabrik, die Rauch ausstößt und von Zeit zu Zeit klagende Töne in die Luft schleudert, ver-

körpert das Gegenteil von dem, wofür die Natur steht.

Es gibt zudem Überlappungen von Natur und Kultur und sogar Konkurrenz um Raum:

D: *„Sie [die Gegend] hat, sage ich, ihre anfängliche Eigenart, auch seit das Grundstücksgeschäft sich ihrer bemächtigt, vollauf bewahrt, und überall, auch außerhalb der Gärten, hält ihre Ur- und Originalvegetation deutlich das Übergewicht gegen die eingeführte und nachgepflanzte. Da kommt wohl in Alleen und öffentlichen Anlagen die Roßkastanie [sic!] vor, der rasch wachsende Ahorn, selbst Buchen und allerlei Ziergesträuch; doch alles das ist nicht urwüchsig, das ist gesetzt, so gut [sic!] wie die welsche Pappel, die aufgereiht ragt, in ihrer sterilen Männlichkeit. Ich nannte die Esche als autochthonen Baum - sie ist sehr stark verbreitet, man findet sie in allen Lebensaltern, als hundertjährigen Riesen, wie auch als weichen Schößling [sic!], der massenweise wie Unkraut dem Kies entsproßt [sic!]; und sie ist es, die zusammen mit der Silber- und Zitterpappel, der Birke, der Weide als Baum und Gebüsch der Landschaft ihr eigentliches Gepräge verleiht.“ (58f.)*

Offenbar hat die Natur in dieser Region noch die Oberhand über die Kultur. Manche Straßen werden fast von der Vegetation in Beschlag genommen. Die Straßenschilder vieler, noch verlassener Wege symbolisieren ebenfalls das Nebeneinander von

Natur und Kultur und den Kampf um Vorherrschaft. Die Adalbert-Stifter-Straße, benannt nach dem österreichischen Dichter, der für seine reichen Naturbeschreibungen bekannt ist, wird ironischerweise fast von Gebüsch überwuchert. Ein anderes Straßenschild ist kaum noch lesbar: Man erkennt nur das Anfangs-S und zwei e in Abständen. Mann kann es schließlich als Shakespeare-Straße entziffern. Bedeutet das vielleicht das Schwinden von Shakespeares Einfluss auf die deutsche Literatur, seit der Sturm-und-Drang-Zeit? Wie dem auch sei: Ungezügelter Natur erweist sich meist als mächtiger, als die Zeichen hoher Kultur. Natürlich zeigt sich Mann auch hier in ironischer Haltung. Allmählich entdeckt der Erzähler, dass die Natur auch abweisend, unheimlich und mitunter dunkel und furchterregend sein kann. Bauschan etwa, von Instinkten überwältigt, frisst einmal eine Ratte, die er erjagen konnte und das direkt vor seinem Herrn **[D]**. Der Anblick und das Knacken der Knochen, zwischen Bauschans Zähnen, sind schwer zu ertragen. Das ist zu viel Natur für den kultivierten Herrn **[D]**, der sich verstört fühlt. Bald jedoch sagt er sich, dass dies die natürliche Ordnung der Dinge sei. Seine Loyalität gilt zweifellos weiterhin seinem Hund und so gibt er der Beute die Schuld, weil sie nicht richtig geleitet und erzogen worden sei. Die unheimlichen Seiten der Natur treten auch hervor, als sich zwei Hunde einander von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen. Ihr Misstrauen gegeneinander ist dem Erzähler unverständlich. Schließlich ist er der Natur für all die Freude, die sie ihm schenkt, dankbar:

D: *„Ich bin der Landschaft anhänglich und dankbar, darum habe ich sie beschrieben. Sie ist mein Park und meine Einsamkeit; meine Gedanken und Träume sind mit ihren Bildern vermischt und verwachsen, wie das Laub ihrer Schlingpflanzen mit dem ihrer Bäume.“ (89)*

Präsentation.

Roland Barthes machte in seiner Antrittsrede, am Collège de France, einen wichtigen Punkt, der im Zusammenhang mit Thomas Mann besonders passend ist:

„Literatur umfasst alle Arten von Wissen. [...] Wenn, durch eine undenkbbare Ausbreitung des Sozialismus oder der Barbarei, alle [sic!] bis auf eine [sic!] unserer Disziplinen aus unserem Bildungssystem verdrängt würden, so wäre es die Disziplin der Literatur, die gerettet werden müsste, denn alles Wissen, alle Wissenschaften [sic!] sind im literarischen Denkmal gegenwärtig.“⁶⁾

In der postmodernen Forschung wird dasselbe in Fachbegriffen wie Intertextualität, Interdisziplinarität oder Integrationalismus ausgedrückt. Die Erzählung ist reich an vielen Beispielen. Mann scheint viel Forschung zur Flora und Vegetation der Region betrieben zu haben, denn das Buch enthält ausführliche Informationen über die verschiedenen Baumarten, die in diesem sumpfigen Gebiet wachsen, wie Buche, Pappel, Ahorn, Espen, Kastanie und Esche.

Es gibt den Vergleich der malerischen Landschaft in München, mit den Landschaftsgemälden des französischen Barockmalers Claude Lorrain. Er liefert zahllose Bezüge zu anderen bildenden Künsten. Wie er etwa Bauschan vergleicht - Heu in Haaren und Ballen fangen - mit dem armen alten Grafen Moor, der aus dem Hungerturm in Schillers ‚Die Räuber‘ **[D]** tritt! Oder wie das klassische Motiv des Dornziehers auftaucht, als ein Dorn eine von Bauschans Pfoten durchbohrt und er vor Schmerz aufjault!

Die Kontinuität mit der klassischen Tradition war Mann stets wichtig. Um noch ein weiteres mythisches Parallel zu nennen: Bauschans Pose, aufrecht sitzend mit gehobenem Kopf und Brust, Vorderbeine eng am Körper, Pfoten parallel ausgestreckt, wird mit der majestätischen Sphinx verglichen. Natürlich stellen solche Metaphern den geliebten Hund auf ein hohes Podest. Diese Beispiele zeigen, wie Mann mühelos auf andere Texte zurückgreift - sei es Mythos, Skulptur, Malerei oder Literatur selbst. Diese Technik der Interdisziplinarität perfektionierte Mann in ‚Der Zauberberg‘, das sogar ein Kapitel mit dem Titel ‚Das Thermometer‘ enthält. Literatur steht in der Tat an der ‚Kreuzung‘ (à la Barthes) aller anderen Diskurse.

Das Buch enthält alle Elemente, für die Mann berühmt ist: Ironie und Humor. In einer Rundfunkdiskussion 1953 bemerkte Thomas Mann:

*„Ironie ist, so scheint es mir, jener Geist der Kunst, der dem Leser oder Hörer ein Lächeln entlockt, ein intellektuelles Lächeln möchte ich sagen; während Humor das Lachen hervorruft, das aus dem Herzen quillt. Dieses schätze ich persönlich höher [sic!] als Wirkung der Kunst und freue mich lieber darüber, wenn es die Wirkung meiner eigenen Werke ist, als über das erasmushafte Lächeln, das die Ironie hervorruft. Ich muss sagen - ihr wisst, dass ich viel laut gelesen habe in meinem Leben, und jedes Mal, wenn mein Vorlesen ein herzliches Lachen im Auditorium hervorrief, war ich am zufriedensten und fühlte mich auf der Bühne am glücklichsten.“*⁷⁾

Davon finden sich reichlich Beispiele in der Erzählung. Die Selbstironie zeigt sich in der Beschreibung des Herrn **[D]**, der an alten Werten festhält und doch nicht umhin kann, seinen Hund zu lieben, dessen Abstammung zweifelhaft ist. Thomas Mann ist wohl in seiner augenzwinkernden und ironischen Haltung am besten, wenn er andeutet, wie Bauschan zart die Pfote hebt, als ein Dorn sie durchbohrt - und damit das Motiv des Dornausziehers mit seinem Fokus auf natürliche Schönheit und Anmut auf seinen Mischlingshund überträgt.⁸⁾ Die ironische Anspielung auf das deutsche klassische Epochenspruchwort *„Edle Einfalt und stille Größe“* **[D]** ist aus der Wortwahl, die diese Szene als *„schöne Einfalt“*⁹⁾ **[D]** beschreibt, deutlich zu erkennen. Der Erzähler vergleicht seinen Pfiff für Bauschan, mit der Melodie der zweiten Zeile von Schuberts achter, unvollendeter Symphonie. Ungewöhnlich ist jedoch der gelegentlich sentimentale und romanti-

sche Ton des Buches, meist in Manns anderen Werken nicht vorhanden, ausgedrückt durch Ausrufe wie:

„Welch ein schönes und gutes Tier ist Bauschan!“ [D] und *„Wie ideal, wie vollkommen!“* [D].

Diese Erzählung ist Thomas Manns literarisches Mausoleum für seinen Schoßhund. Vergleiche lassen sich ziehen zu Eduard Mörikes Verhältnis zu seinem Hund Joli. Der Hund mit französischem Namen wird zum Dichter, als Mörike (1804–1874) ein Gedicht für seine Schwester Clara zu deren 24. Geburtstag (10. Dez. 1840) mit dem Titel *„Joli gratuliert“* [D]. verfasst.¹⁰⁾

In der Kulturgeschichte der Menschheit gibt es zahlreiche Beispiele enger Mensch-Tier-Beziehungen. Es wäre hier nicht unpassend, den preußischen König Friedrich den Großen (1712–1786) zu erwähnen, der in seinem Testament den Wunsch äußerte, neben seinem Lieblingshund im Schloss Sanssouci beigesetzt zu werden. Sein Nachfolger und Neffe jedoch, missachtete die Empfindungen dieses Mächtigen und ließ ihn in einer Potsdamer Kirche bestatten. Erst 1991 erfüllte seine Familie schließlich sein Testament. Handkes scharfe Kritik, die eingangs dieses Artikels zitiert wurde, klingt befremdlich, wenn sie von einem ernstzunehmenden Schriftsteller wie Handke kommt, der ebenfalls für das Schreiben über ungewöhnliche Themen bekannt ist und seiner Kunst-für-die-Kunst-Haltung. Es muss betont werden, dass Kunst, in diesem spe-

ziellen Zusammenhang die Literatur, keine moralische oder politische Kategorie ist. Sie ist nicht einmal ein Dokumentarbericht. Vor allem ist sie eine ästhetische Kategorie, die keinen weiterführenden Zweck anstrebt. Zugleich lässt sich nicht leugnen, dass Kunst provozieren oder mitunter trösten kann. In dieser Erzählung ist Mann, was Sprachreichtum, Form und ungewöhnlichen Inhalt betrifft, in bester realistischer Manier. Die Erzählung pulsiert vor Energie und Enthusiasmus. Sie strotzt vor Leben. Tatsächlich zeigt sie Manns Vielseitigkeit als kreativen Schriftsteller: dass er sowohl ‚Herr und Hund‘ [D] als auch ‚Der Zauberberg‘ [D] schreiben konnte. Entscheidend ist nicht das Thema, sondern die Behandlung des Themas. Persönlich würde ich ‚Herr und Hund‘ [D] höher einstufen, als ‚Lotte in Weimar‘ [D]

Fußnoten.

- 1) Frank X. Braun, Thomas Mann's Canine Idyl, in: Monatshefte 49 (1957), Nr. 4, S. 207–211, hier: S. 207. (American English im Original.)
- 2) Thomas Mann, Herr und Hund. ein Idyll (1919), Frankfurt/M.: Fischer, 3. Aufl., 2008 (zitierte Ausgabe).
- 3) Braun, Thomas Mann's Canine Idyl (zit. Fn. 1), S. 211.
- 4) André Müller im Gespräch mit Peter Handke, Weitra: Bibliothek der Provinz 1993, S. 63f.
- 5) Michael Mann, Allegorie und Parodie in Thomas Manns Idyll ›Herr und Hund‹, in: Monatshefte 57 (1965), No. 7, pp. 336–342, hier: p. 338. – michael mann was the youngest son of Thomas Mann.
- (6) Roland Barthes, Inaugural Lecture, Collège de France, in: Selected Writings, Susan Sontag (Hrsg.), Oxford: Fontana/University Press 1983, S. 457–478, hier: S. 463.
- 7) Thomas Mann, ‚Humor und Ironie‘, in: Gesammelte Werke, Hans Bürgin, Ernst Bürgin, Peter de Mendelssohn [Hrsg.], Bd. XI, Reden und Aufsätze 3, Frankfurt/M.: Fischer 1960, S. 801–805. Übers. Henry Hatfield in: Thomas Mann. A Collection of Critical Essays, New Jer-

sey: Prentice-Hall 1964, S. 170–172, hier: S. 170f.

- 8) Vgl. Kleists Essay ‚Über das Marionettentheater‘, in dem er das Beispiel eines Jungen nennt, der einen Dorn aus der Fußsohle zieht, als Inbegriff natürlicher Schönheit, Anmut und Vollkommenheit.
- 9) Vgl. Johann Joachim Winckelmanns berühmtes Diktum: ‚edle Einfalt und stille Größe‘ (Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst, Dresden 1755).
- 10) Wolfgang Braungart, ‚Joli gratuliert. Eduard Mörike und sein Hund‘, in: Martin Huber und Gerhard Lauer (Hrsg.), Nach der Sozialgeschichte, Tübingen: Niemeyer 2000, S. 221–232.

Teil IV

Anhang

Anhang 1.

ON THOMAS MANN'S „HERR UND HUND“

By Rosy Singh (Delhi)

The Original Text in English.

Thomas Manns „Herr und Hund“ erkundet eine bemerkenswerte Beziehung zwischen Mensch und Tier. Der Autor und Ich-Erzähler verschmelzen in dieser quasi-autobiographischen Novelle, die konsequent jeglichen Bezug auf den Ersten Weltkrieg, aber auch auf Familie ebenso wie auf Freund und Feind ausspart. Hund und Herr bewerkstelligen die narrative Verführung des Lesers [*sic!*] allein durch ihre Abenteuer und Lebenseindrücke. Trotz anfänglicher Bedenken kommt der als intellektueller Snob gezeichnete Herr mit der Promenadenmischung schließlich gut zurecht. Die Analyse der Gegensatzpaare: Aristokrat und Gemeiner, Natur und Kultur, bildet den Gegenstand der vorliegenden Studie.

Thomas Mann's narrative ›Herr und Hund‹ explores a remarkable relationship between man and animal. Author and first-person narrator fuse in this unusual piece of autobiographical writing that excludes any references to World War I as well as to family, friend, and foe. The dog and his master stride through the narrative, charming the reader with their adventures and what is their view of the world. Despite initial misgivings, the somewhat snobbish intellectual gets along very well with the mongrel. Together they go for long walks through unbridled nature in the rural surroundings of Munich. The essay focusses on two binary oppositions, of aristocrat and commoner, nature and culture.

No more than Churchill's fame rests on his paintings, or Einstein's on his playing the violin, does Thomas Mann's literary stature rest on this charming canine idyl.¹

This biting remark comes from a critic Frank Braun, referring to Thomas Mann's long narrative ›Herr und Hund‹ (1919) with the subtitle ›Ein Idyll.² Braun simply dismisses it as “animal literature”³ that can at best be described as “charming”. Similarly, Peter Handke, although not a traditional literary critic, remarks in an interview in 1988, in a rather exasperated manner:

Gerade vor ein paar Tagen habe ich wieder *Herr und Hund* von ihm gelesen. Da ist gleich der erste Satz so, dass man spürt, der das schreibt, ist sich dessen gewiss, eine Gemeinde zu haben, die auf seinen bestimmten Tonfall hört. Also er fängt nie wirklich an, sondern schreibt in dem Bewusstsein, dass er der Thomas Mann ist. Das ist doch verwerflich. [...] Ein schrecklich schlechter Schriftsteller ist das.⁴

‘Herr und Hund’ has never been taken seriously by literary critics and even by other writers. It is indeed one of the most underrated and least known of Mann's writings. Let us see what it is all about. The prose narrative is accompanied with thirteen beautiful black and white sketches by Georg W. Rössner in the 1925 edition of the book. They are now inte-

¹ FRANK X. BRAUN, Thomas Mann's Canine Idyl, in: Monatshefte 49 (1957), No. 4, pp. 207–211, here: p. 207. (American English in original.)

² THOMAS MANN, Herz und Hund. Ein Idyll (1919), Frankfurt/M.: Fischer, 3. Aufl., 2008 (cited edition).

³ BRAUN, Thomas Mann's Canine Idyll (cit. fn. 1), p. 211.

⁴ ANDRÉ MÜLLER im Gespräch mit Peter Handke, Weitra: Bibliothek der Provinz 1993, pp. 63f.

gral to any new edition. The first-person narrator is drawn as the tall and lithe *Herr*. The narrator and the author Thomas Mann become thus one and the same. According to Thomas Mann's Diaries, the dog in the narrative is actually the pet dog of the Mann family in its Munich days. The narrative is without doubt autobiographical, albeit an unusual kind of autobiography where family, friends, foes and the rest of the world are more or less excluded, in an extreme and deliberate manner, at the most hovering at the periphery of an extra-ordinary relationship between a man and as the saying going, man's best friend, his dog. Except for a couple of subtle references to (it would be nice if Bauschan could hunt a rabbit and contribute to the kitchen in these present modest times (*magere Zeiten*) (94) and (*schmale Zeiten*) (137) ^[5], the First World War and its terrible consequences for Germany are also missing. Historicity is conspicuous by its absence. Only nature, in all its pristine and raw glory in Munich by the river Isar is allowed to participate in this remarkably beautiful relationship. The omission of the inter-human relationships and the worldly affairs is intentional. Only when a being is extremely disillusioned with the world around him, does he attempt to explore other worlds and relations. In this case it is the man-animal-nature idyll, a clear break from the politically charged post-World War I, Germany that was bristling with angry accusations and counter-accusations.

[⁵ The „closing“ bracket ist lacking at this point.]

Two related dualities of aristocrat and commoner, nature and culture are examined in the following section and the next to illustrate the discourse of this unusual narrative.

Aristocrat and Commoner

The English translation 'A Man and his Dog' does not quite match up to the German original. 'Herr' is not simply any man; rather he is a gentleman, the lord and the master. Herr has many derivatives in German like *Herrscher* - ruler, *herrschen* - to rule. They are the ones who decide the rules of the game. In fact, initially the dog Bauschan feels *herrenlos* - masterless (28), hence his look of misery. Only when he gradually accepts his new *Herr*, and becomes attached to him, does he come alive. The German title itself is in many ways very interesting. Generally, two opposing characters or characteristics are connected with 'and' like master and servant, master and apprentice, man and woman, beauty and beast, father and son. Thomas Mann's title plays with this combination of power relations. Apart from the beauty of alliteration, the title introduces, in the second part of the opposition and relation, an element of surprise, the unexpected: master and the dog. In fact, Mann plays with such combinations elsewhere in the book as well: he is sitting between the 'hen and dog' (*Hahn und Hund*) in the chapter titled *Revier* and elsewhere the conventional 'hunter and dog' is turned upside down to 'hunter (dog) and master' (*Jäger und Herr*), an astonishing role reversal. (123)

The discourse oscillates between the Herr's weakness for pedigree and love for his mongrel German pointer – one of those curious paradoxes of life. Bauschan is often introduced as if he were the protagonist of a play. His entry in the narrative is full of exuberance and vitality. However, his initial wretched skeleton state when he was found abandoned – a bundle of bones on four stilts – is compared to the Count of Moor, the central but pathetic character of Schiller's play 'Die Räuber'. When the veterinary doctor diagnoses Bauschan as 'a bit nervous and anaemic', the narrator is pleased for these are supposed to be the attributes of a child with aristocratic background. But otherwise, the Herr acknowledges Bauschan as a mixed breed, 'desi' or a commoner unlike his predecessor pure breed Scottish Alsatian Perry. '*derb, wie das Volk*' (rough and tough like the folk) (44) is how Bauschan is described. *Volk* has two meanings in German: It can mean the people or a nation, say the Jewish Volk, the Serbian Volk, the German Volk (*Wir sind ein Volk* was the slogan of the demonstrators in East Berlin and Leipzig just before the fall of the wall); or it can refer to a class, i.e. the common people or folks in opposition to the aristocracy. Thomas Mann is implying, of course, the latter. Bauschan is hardy with a strong heart and a strong immune system, one who can even sleep in the open in the coldest of winter nights. The gentle Perry with his silky hair could never have survived such a harsh life. Indeed, Bauschan is a 'robust' dog who loves to exercise and hunt. His behaviour seems to suggest hunting blood and peasant stock. The narrator jokes light-heartedly that

Bauschan is definitely not an 'intellectual' or a 'professor'.

Kunststücke, zum Beispiel, verlange ich nicht von ihm; es wäre vergebens. Er ist kein Gelehrter, kein Marktwunder, kein pudelnärrischer Aufwärter; er ist ein vitaler Jägerbursch und kein Professor. (46)

Bauschan is tough like the *Volk* and he also whines, like the *Volk*. In contrast, Perry true to his aristocratic nature, showed a steadfast and proud character. In self-discipline Perry was much ahead of Bauschan. If Perry were hurt, he would clench his teeth whereas Bauschan, caught in the same situation, would whine miserably. Interestingly it is exactly this very character of Bauschan, his 'naïve folksiness', that disarms his Herr and spreads gaiety and cheerfulness all around.

The dog is the observer. The reader discovers the narrator through the perspective of Bauschan. Here is an example: there are three kinds of people he dislikes: the policeman, the monk and the chimney cleaner. What connects the three? Probably that they all wear a distinct uniform representing the three pillars of society: the state, the religion and the proletariat. Mann was wary of all three. Bauschan's loud yawn after a rather short walk indicates his dissatisfaction and protest at the brief walk, as if he were saying: 'What a fine master I have! How boring can he get!' The narrator's warm intimacy with Bauschan is evident from several instances of astonishment, joy, guilt, embarrassment and even altercations and jealousy.

Bauschan's preference for the narrator, the head of the family vis-à-vis other members of the family, is interpreted by his Herr as a sign of his patriarchal instincts. Hunting or rather attempts at hunting are described in detail in the narrative. Bauschan's enthusiasm and ardour for hunting never wavers although the pursuit of the game seldom culminates in a catch. Apparently what matters to Bauschan is not the booty in the end, but the spirit of the enterprise. 'Running and pursuit' become an end in itself: '*Darin besteht der Selbstzweck*'. This reminds us of the German saying: *Der Weg ist das Ziel* ('The way itself is the destination', a popular adaption of a Confucian sentence). It is as if the narrator were learning lessons of life from his dog. The narrator's passive observance of the dog's hunting is sometimes transformed into active participation. His words 'We go hunting' could not be clear enough. In one of the hunting scenes Mann remarks sincerely: 'Bauschan barks and I silently bark with him' (130). It shows the extent of Mann's involvement. One episode is dedicated to the chasing of the rabbits. Emphasized is the seriousness of Bauschan's chase, although his chances are as good as none. The Herr notices a pattern in the rabbit's escape. It always turns sharply all of a sudden, like a hook, and escapes in the other direction whereas Bauschan, who is often almost at his heels, invariably continues running straight. The rabbit's trick fools him every time. Only many dogs together can hunt a rabbit, concludes the Herr wisely. Sometimes he asks Bauschan ironically 'So where is the rabbit, Bauschan?' (120). But the Herr realises deep down

his own failure at providing any kind of logistical support and assistance to the success of the enterprise.

Strange and unexpected things sometimes happen during the walks. A rabbit being chased by Bauschan jumps all of a sudden into the Herr's arms seeking refuge, as if he were also his Herr. And the Herr thought he could fool the rabbit by standing still and acting like a tree, helping somehow Bauschan! In this fraction of a second the narrator can feel the soft body and the heartbeat of the trembling rabbit. He sees a close-up of the rabbit, its protruding eyes, spoon-like ears, its lips and nose, before it jumps away on its way to freedom. In another humorous episode, a sheep falls in love with Bauschan and insists on following him, to his extreme embarrassment and discomfort. In this manner every walk turns into an adventure.

A detailed section is devoted to Bauschan's interaction with the water birds on the river. Bauschan is shy of water so he stays at the banks but he likes to make his presence felt by 'sending' his bark. The narrator returns to his favourite motif of class differences. Accordingly, the 'mild' ducks with their indiscriminate eating habits (eating just about anything available in their range), full tummies and comfortable, somewhat satisfied existence could represent the bourgeoisie unlike the wild sea-gulls who look for specific fish in the area of the waterfall. The sea-gulls appear to look somewhat dissatisfied and kind of sad. Bauschan's barking is

enough to disturb the 'nervous' sea-gulls who fly away. The 'shameless' ducks, however, are far from bothered and they remain disrespectful to his barking.

Another episode at the end of the narrative also highlights in a subtle manner, the class structures in the society: those who live by the pen and those who live by means very different from the pen. One day the dog and the Herr are witness to successful hunting by a professional hunter, a specialist. They encounter a gun-wielding hunter who brings down a duck with a single shot. Bauschan is stunned. It was as if he realised, for the first time, the inadequacies of his Herr; this is after all what a 'real' Herr is supposed to be like! His yawning on the way back is a clear expression of his low opinion of his Herr, or at least that is what his Herr imagines:

Es war das unverschämte, sperrangelweite, grobe gelangweilte und von einem piepsenden Kehllaut begleitete Gähnen, das deutlich ausdrückte: ‚Ah-i, ein schöner Herr! Kein rechter Herr! Ein lumpiger Herr!‘, und wenn der beleidigende Laut mich niemals unempfindlich lässt, so war er diesmal vermögend, unsre Freundschaft bis in den Grund zu stören. (136)

The Herr, a man of letters, who spends much of his time bent over his study table in his villa, feels terribly hurt and inadequate. He tells Bauschan bitterly that he is welcome to change his master. But this master in hunting boots and leather slacks with rough looks and a gun slung over his shoulders would not caress him tenderly under his chin or patiently take him to a vet when he is bleeding from his mouth! *'Er ist zwar nur ein Mann in Manchester*

und kein Herr” (136). He wonders if he even has the license to hunt. And so he goes on with his lamentations and justifications till they reach the house and the Herr slams the gate at Bauschan’s face. It takes some time for relations to normalize.

The intellectual snobbery of the Herr often comes in conflict with the common ways of the mongrel, once an abandoned puppy. However the Herr is, more often than not, won over by its naïve (folk) character and unbridled zest for life which is infectious and encouraging in difficult times.

Nature and Culture

The binary opposition of nature and culture is omnipresent in the narrative. The title contains in itself the classic opposition of nature (Hund) and culture (Herr). A dog that can dream and laugh is the writer’s superimposition of human elements on the dog. The house and the garden represent the culture, the river and the landscape, nature. In the beginning of the narrative, the lively chirping and warble of the singing birds juxtapose with the ‘boom’ of a ‘stern mechanical bird’, the aeroplane. Mostly nature is invariably connected with Bauschan. The Herr always has two possibilities when he leaves his house: a left-turn takes him to ‘culture’, in the direction of the city with its mundane and cheerless worldly affairs. The city is always invariably ready with its net to trap you and suffocate you with its norms and intrigues. A right-turn takes him, and the suits Bauschan, in the midst of unlimited nature.

The attire, the walking stick and all that goes with the 'highly bourgeois' process of getting-ready inadvertently betray the intentions of the Herr. The former option always deeply disappoints Bauschan and he prefers to stay behind. The latter, its unfettered freedom with the possibilities of hunting, makes his day.

Sein Leben beginnt, wenn ich ausgehe – und ach, auch dann beginnt es oftmals noch nicht! Denn indem ich das Haus verlasse, fragt es sich, ob ich mich nach rechts wenden werde, die Allee hinunter, dorthin, wo es ins Freie und in die Einsamkeit unserer Jagdgründe geht, oder nach links, gegen die Trambahnstation, um in die Stadt zu fahren – und nur im ersteren Falle hat es für Bauschan einen Sinn, mich zu begleiten. (32)

The Herr suffers pangs of guilt when Bauschan is left behind.

Noch am Ausgange der Allee kann ich ihn sitzen sehen, als kleines, dunkles, ungeschicktes Pünktchen inmitten der Straße, und es gibt mir einen Stich ins Herz, ich besteige den Tram nicht anders als mit Gewissensbissen. (34)

Bauschan is large hearted. He waits for his Herr at the same point where he was left. There is no sign of reproach or sulk. Michael Mann interprets 'Herr und Hund' as political allegory.⁶ Accordingly, the geographical 'left' and 'right' are understood as ideological orientations. Thomas Mann was – and this is well documented –, uneasy with both the options. This interpretation, however, goes against

⁶ MICHAEL MANN, Allegorie und Parodie in Thomas Manns Idyll ›Herr und Hund‹ in: Monatshefte 57 (1956), No. 7, pp. 336–342, here: p. 338. – Michael Mann was the youngest son of Thomas Mann.

the very title of the narrative: 'An Idyll' and the overall positive ambiance of the narrative. Besides, even if the nature is threatening at times, that is the very reason to treat it with respect. The main thing, is, that 'left' and 'right' are to be seen from the perspective of the dog and not that of Thomas Mann even if there is a first-person narrator. From Bauschan's point of view, the 'right' is the right choice and that is it.

The Herr is an early riser. In the mornings one feels virtuous and free, forgetting for a while that the world is spreading its net to trap you with its expectations and intrigues. Bauschan runs enthusiastically from his kennel at the back of the house. Together the two of them take their morning walks. The long walks in the Munich province are refreshing and inspiring. The crossing of the river in a boat reminds him nostalgically of the good old days and in a moment of perfect bliss, Mann exclaims: 'What more could I want?' (86). But the description of nature is not akin to the 19th century Romantic melancholic yearning for a pure pastoral landscape. Meditation and introspection are also not the author's aim. The landscape is for Mann not a space for idle contemplation. The description does not even match the landscape paintings perfected by the French Impressionists of the late 19th century. Mann takes matter-of fact walks that offer exercise, relaxation and a botanical scholarly survey of the vegetation in the area. What are the various varieties of trees, what could be their approximate age, what are the foliage and the soil like? It is almost as

if an explorer were undertaking a survey, albeit in a poetic fashion. The formidable documentation and keen observation are evident in the details. Elms, beeches, limes and silvery willows dominate some parts of the landscape. The swampy uneven terrain with foul smelling water bodies or lagunae reminds him at times of Venice, later the city of his famous classic ›Death in Venice‹. The primordial terrain makes it necessary for him to wear boots with nails. However, nature's mysticism is not completely lost on him. In fact, sometimes it overwhelms him. He struggles to find the right word for this landscape because it is, from his point of view, neither forest nor park. Finally, he calls it a magic garden (*der Zaubergarten*) and the healing garden (*der Kurgarten*). The locomotive factory downstream emitting smoke and wailing tones that pierce the air from time to time represents the opposite of all that the nature stands for.

There is also the nature-culture overlapping and even competition for space:

Sie (die Gegend) hat, sage ich, ihre anfängliche Eigenart, auch seit das Grundstücksgeschäft sich ihrer bemächtigt, voll- auf bewahrt, und überall, auch außerhalb der Gärten, hält ihre Ur- und Originalvegetation deutlich das Übergewicht gegen die eingeführte und nachgepflanzte. Da kommt wohl in Alleen und öffentlichen Anlagen die Roßkastanie [*sic!*] vor, der rasch wachsende Ahorn, selbst Buchen und allerlei Ziergesträuch; doch alles das ist nicht urwüchsig, das ist gesetzt, so gut wie die welsche Pappel, die aufgereiht ragt in ihrer sterilen Männlichkeit. Ich nannte die Esche als autochthonen Baum – sie ist sehr stark verbreitet, man findet sie in allen Lebensaltern, als hundertjährigen Riesen wie auch als weichen Schößling [*sic!*], der massenweise wie Unkraut dem Kies entsprosst; und sie ist

es, die zusammen mit der Silber- und Zitterpappel, der Birke, der Weide als Baum und Gebüsch der Landschaft ihr eigentliches Gepräge verleiht. (58f.)

The nature evidently still has an edge over culture in this region. Some streets are almost taken over by vegetation. The signboards of many streets, deserted still, also symbolize the criss-crossing of culture and nature and the struggle for supremacy. Adalbert Stifter Straße, named after the Austrian poet well-known for his rich descriptions of nature, is ironically almost overwhelmed by bushes. Another street signboard is barely legible. Only the S in the beginning and two 'e' at intervals are visible. Mann is eventually able to decipher it as Shakespeare-Straße. Could it mean the waning of Shakespeare's influence on German literature since the epoch of Storm and Stress? In any case unbridled nature mostly proves to be mightier than the signifiers of high culture. Of course, Mann is also at his ironic best here.

Gradually the narrator discovers that nature can also be forbidding, uncanny and at times, dark and scary. Bauschan, overpowered by instincts, once eats a rat that he manages to hunt, right in front of his Herr. This sight of it and the sound of the bones cracking under Bauschan's teeth are hard to bear. This is too much of nature for the polished Herr and he feels disconcerted. However, he soon tells himself that this is the natural order of things. His loyalty is undoubtedly with his dog and so he blames the prey for not being properly guided and trained. The nature's uncanny ways are also highlighted as tow

dogs confront each other face-to-face. Their distrust of each other is incomprehensible to the narrator.

Ultimately, he is grateful to the nature for all the joy that he receives from it:

Ich bin der Landschaft anhänglich und dankbar, darum habe ich sie beschrieben. Sie ist mein Park und meine Einsamkeit; meine Gedanken und Träume sind mit ihren Bildern vermischt und verwachsen, wie das Laub ihrer Schlingpflanzen mit dem ihrer Bäume. (89)

Presentation

Roland Barthes made an important point in his inaugural lecture at College de France, most appropriate in the context of Thomas Mann:

Literature accommodates all kind of knowledge. [...] If, by some unimaginable excess of socialism or barbarism, all but one of our disciplines were to be expelled from our educational system, it is the discipline of literature which would have to be saved, for all knowledge, all the sciences are present in the literary monument.⁷

In post-modern studies the same is expressed in technical terms as intertextuality or interdisciplinarity or internationalism. The narrative abounds with many examples. Mann appears to have done a lot of research on the flora and vegetation of the region, for the book contains extensive information on the various varieties of trees growing in this marshy region like beech, poplar, maple, aspen, chestnut and

⁷ ROLAND BARHTES, Inaugural Lecture, College de France, in: Selected Writings, SUSAN SONNTAG (ed.), Oxford: Fontana/University Press 1983, pp. 457–478, here: p. 463.

ash tree. There is the comparison of the picturesque landscape in Munich with the landscapes paintings of the French Baroque painter Claude Lorraine. He also gives umpteen examples from other fine arts. How he compares Bauschan with straw caught in his hair and toes with the poor old Count Moor coming out of the Hunger Tower in Schiller's ›Die Räuber‹! Or how the classical motif of Thorn-Puller is introduced when a thorn pierces one of Bauschan's paws and he cries in pain! The continuity with the classical tradition has always been important for Mann. To cite yet another mythical parallel: Bauschan's pose, sitting erect with his head and chest held high and forelegs close to the body, paws extended in parallel lines, is compared to the majestic sphinx. Of course, the metaphors place the dog he loves on a high pedestal. These examples show how Mann draws, with ease, on other texts be it myth, sculpture, painting or literature itself. Mann perfected this technique of interdisciplinarity in ›The Magic Mountain‹ which even contains a chapter with the title 'The Thermometer'. Literature, indeed, stands at the 'cross-roads' (à la Barthes) of all other discourses.

The book has all the elements that Mann is famous for: irony and humour. In a radio discussion in 1953 Thomas Mann remarked:

Irony, it seems to me, is that spirit of art which draws a smile from the reader or listener, an intellectual smile, I might call it; while humour induces the laughter that wells up from the heart. This I personally rate higher as the effect of art and welcome it more happily when it is the effect of my own produc-

tions than the Erasmus-like smile which irony evokes. I must say – you know that I have read aloud a great deal in my life, and every time my reading evoked a hearty laugh in the auditorium, I was the most pleased and felt happiest on the platform.⁸

There are ample examples of it in the narrative. The self-irony is evident in the description of the Herr who is holding on to old values and yet cannot help but love his dog whose pedigree is suspect. Thomas Mann is perhaps at his tongue-in-cheek and ironic best when he alludes to Bauschan delicately raising his paw when a thorn pierces it, thereby transferring the motif of the thorn-puller (*Dornauszieher*) with its focus on natural beauty and grace, on to his mongrel dog.⁹ The ironic reference to the German classical epoch slogan of *Edle Einfalt und stille Größe* is clear from the choice of words that describe this scene as *schöne Einfalt*.¹⁰ The narrator compares his whistle call for Bauschan with the melody of the second line of Schubert's Eighth Unfinished Symphony. Unusual is, however, the book's occasional sentimental and romantic tone, mostly absent in Mann's other works, expressed through exclamations like: '*Welch ein schönes und gutes Tier ist Bauschan!*' and '*Wie ideal, wie voll-*

⁸ THOMAS MANN, Humor und Ironie, in: *Gesammelte Werke*, HANS BÜRGIN, ERNST BÜRGIN, PETER DE MENDELSSOHN [eds.], vol. XI, *Reden und Aufsätze* 3, Frankfurt/M.: Fischer 1960, pp. 801–805. Trans. HENRY HATFIELD in: THOMAS MANN. *A Collection of Critical Essays*, New Jersey: Prentice-Hall 1964, pp. 170–172, here: p. 170f.

⁹ Refer to Kleist's ›Über das Marionettentheater‹ where he gives the example of a young boy pulling out a thorn from the sole of his feet as the epitome of natural beauty, grace and perfection.

¹⁰ Refer to JOHANN JOACHIM WINCKELMANN's famous dictum: ›edle Einfalt und stille Größe‹ (*Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Werke in der Mahlerey und Bildhauerkunst*, Dresden 1755) [*sic!*]

kommen!' This narrative is Thomas Mann's literary mausoleum for his pet dog. Comparisons could be drawn with Eduard Mörike's relationship with his dog Joli. The dog with a French name turns into a poet when Mörike (1804 - 1874) composes a poem for his sister Clara on her 24th birthday (10. Dec, 1840) with the title ›Joli greets‹ (*Joli gratuliert*).¹¹ There are ample examples of close human-animal relationship in the cultural history of mankind. It would not be inappropriate to mention in this context the Prussian king Friedrich the Great (1712—1786) whose expressed in his testament the wish that he be buried in the Sanssouci Palace next to his favourite dog! However, his successor and nephew had no regard for the sentiments of this mighty king and had him buried in a church in Potsdam. Only in 1991 did his family finally fulfil this testament.

Handke's harsh criticism cited in the beginning of this article sounds odd coming from a serious writer like Handke also known for writing on unusual themes and his art-for-art's-sake approach. It needs to be emphasized that art, in this specific context literature, is not a moral or a political category. It is not even a documentary or a report. First and foremost, it is an aesthetic category that seeks no further purpose. At the same time, one cannot deny that art can be provocative or, at times, comforting. In this narrative, Mann is, in terms of richness of language, form and unusual content at his realist best. Indeed,

¹¹ WOLFGANG BRAUNGART, *Joli gratuliert*. Eduard Mörike und sein Hund, in: MARTIN HUBER und GERHARD LAUER (Hrsgg.), *Nach der Sozialgeschichte*, Tübingen: Niemeyer 2000, pp. 221–232.

it shows Mann's versatility as a creative writer that he could write ›Herr und Hund‹ as well as 'Der Zauberberg'. What matters is not the theme but the treatment of the theme. I would personally rank 'Herr und Hund' higher than 'Lotte in Weimar'.

SPRACHKUNST, Jg. XLI/2010, 1. Halbband, 193-202.
© 2010 by Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien.

Anhang 2. Bildquellen

Nr. Abbildung	Art + Herkunft der Abbildung
Cover	Abbildung einer KI: Openai ChatGPT 2025 / Modell X = GPT-4.0 (chat-gptx.de), Frage an die KI: „Kannst du ein hochgeladenes Bild verändern und wie mache ich das?“ Antwort der KI: „Lade das Bild bitte hier hoch und beschreibe mir, wie du es verändert haben möchtest. Dann kann ich die Anpassungen direkt für dich machen.“  Weitere Arbeitsanweisung an die KI: „Bitte ersetze den Mann mit dem 44-jährigen Thomas Mann und den Hund mit einem sogenannten Hühnerhund (Jagdhund).“



Weitere Arbeitsanweisung an die KI:

„Jetzt bitte noch Mann und Hund von hinten“



	Bildgenerierung auf Grund eigener Angaben August 2025. ChatGPT: https://chat.openai.com <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Thomas Mann und sein Hund.
Abb. 1	Abbildung: Wikimedia Commons. Dateiname: File: Mann villa1.jpg Seiten-URL: commons.wikimedia.org/wiki/File:Mann_villa_1.jpg Eigenschaften: Senator86. Own Work (eigenes Werk) Darstellung auf dem Foto: „Thomas Mann mansion set (Villa Anlage) Lizenz: Creative Commons Attribution-Share Alike 2.5, Generic License <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Thomas Manns Villa (wiederaufgebaut)

Abb. 2	Abbildung einer KI: Openai ChatGPT 2025 / Modell X = GPT-4.0 (chat-gptx.de), „Bilde mir eine Lokomotivfabrik am anderen Ufer eines Ufers ab, dort kann man immer wieder Lokomotiven sehen, die probeweise auf dem Geländer der Fabrik hin und herfahren. Diesseits des Flusses ist eine Wiesenlandschaft mit einem Kiesweg, auf dem ein Mann mit seinem Hund spazieren geht.“ Bildgenerierung auf Grund eigener Angaben September 2025. ChatGPT: https://chat.openai.com <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Thomas Mann und sein Hund, gegenüber einer Lokomotivfabrik auf dem gegenüber liegenden Ufer der Isar.
Abb. 3	Fotografie. Aus privatem Archiv des Hg. Urheber: Bruder des Dargestellten. Darstellung auf dem Foto: Person (und Hund) dargestellt: W. Joseph und Hund Lux. Lizenz: Frei nutzbar. ca. 1953/54. <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Bauschans Namensvetter auf dem Landwirtschaftsbetrieb.

Abb. 4	Fotografie. Aus privatem Archiv des Hg. Urheber: Herausgeber. Darstellung auf dem Foto: Person dargestellt: W. Krause und Hund Roxy. Von Farbe in Schwarz/weiß umgewandelt. Lizenz: Frei nutzbar. ca. 2018-201. <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Thomas Mann und Bauschan an der Isar.
Abb. 5	Abbildung einer KI: Openai ChatGPT 2025 / Modell X = GPT-4.0 (chat-gptx.de), „Zeige mir einen alten Baumriesen an einem Fluss, der an einer Grundstücksgrenze steht und mit einem kleinen Zaun umgeben, in die Gärten dahinter eingefasst wird.“ Bildgenerierung auf Grund eigener Angaben September 2025. ChatGPT: https://chat.openai.com <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Alter Baum, eingefasst mit einem Zaun.

Abb. 6	Abbildung einer KI: Openai ChatGPT 2025 / Modell X = GPT-4.0 (chat-gptx.de), „Zeige mir ein Bild vom Fluss Isar, an dessen Ufern, im Jahr 1919, viele Städter einen Sommertag am Strand verbringen. Mache das Bild farbig, aber bitte realistisch und nicht, wie ein Gemälde.“ Bildgenerierung auf Grund eigener Angaben September 2025. ChatGPT: https://chat.openai.com <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Städter am Isarstrand.
Abb. 7	Fotografie. Aus privatem Archiv des Hg. Urheber: Herausgeber. Darstellung auf dem Foto: Person dargestellt: W. Krause und Hund Caspar, im Hintergrund Hund Lexi. Lizenz: Frei nutzbar. September 2025. Darstellung auf dem Foto: <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Thomas Mann und Bauschan am Bach.

Abb. 8	Abbildung einer KI: Openai ChatGPT 2025 / Modell X = GPT-4.0 (chat-gptx.de), „Zeige ein Bild von einem Schaf, das einem Jagdhund hinterherläuft.“ Bildgenerierung auf Grund eigener Angaben September 2025. ChatGPT: https://chat.openai.com <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Ein Schaf verliebt sich in Bauschan.
Abb. 9	Abbildung einer KI: Openai ChatGPT 2025 / Modell X = GPT-4.0 (chat-gptx.de), Frage an KI: „Zeige ein Bild, in dem ein Hase in die Hände eines Manns springt, der aussieht, wie Thomas Mann.“ Antwort von KI: „Ich kann kein Bild erzeugen, das gezielt eine reale Person wie Thomas Mann zeigt oder jemanden darstellen soll, der ihm ‚ähnlich sieht‘. Wenn du möchtest, kann ich aber ein neutrales, stilvolles Gemälde eines Mannes im Stil der 1920er Jahre (z. B. mit Anzug, Hut und feinen Gesichtszügen) zeigen, dem ein Hase in die Hände springt – ohne dass er als Thomas Mann erkennbar ist. Soll ich das so machen?“

	Antwort an die KI: „Mach das bitte so.“ Bildgenerierung auf Grund eigener Angaben September 2025. ChatGPT: https://chat.openai.com <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Ein Hase springt auf Thomas Manns Arm
Abb. 10	Abbildung von iStock: Stock-Fotografie-ID:2220672638 Hochgeladen am: 25. Juni 2025 Textname: „Warteschlangen von Passagieren am Flughafen Lissabon Humberto Delgado Ankunft.“ Urheber: heinstirred, Portugal. <u>Lizenz: iStock Standard.</u> <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Drängelgitter am Flughafen.

Abb. 11	Fotografie. Aus privatem Archiv des Hg. Urheber: Herausgeber. Darstellung auf dem Foto: München-Bogenhausen Brunnbach. Lizenz: Frei nutzbar. Oktober 2025. <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Herzogpark, Brunnbach
Abb. 12	Fotografie. Aus privatem Archiv des Hg. Urheber: Herausgeber. Darstellung auf dem Foto: München-Bogenhausen Brunnbach. Lizenz: Frei nutzbar. Oktober 2025. <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Herzogpark, Brunnbach
Abb. 13	Fotografie. Aus privatem Archiv des Hg. Urheber: Herausgeber. Darstellung auf dem Foto: München-Bogenhausen Brücke über Brunnbach. Lizenz: Frei nutzbar. Oktober 2025. <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Herzogpark, Brunnbach

